

Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit (Prediger Salomo 3,3)

Dokumentation der 2. Land-Kirchen-Konferenz der EKD
vom 28. bis 30. Mai 2013 in Northeim

KIRCHE IM AUFBRUCH



Aus dem Inhalt:

Zu dieser Ausgabe

- ▶ Dr. Konrad Merzyn: »Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit« –
2. Land-Kirchen-Konferenz / Einführung 4

Eröffnung

- ▶ Dr. Günther Beckstein: »Mut zur Veränderung« 6

Posterioritäten im Pfarramt

- ▶ Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong: »Pastoraltheologische Horizonte einer ‚Kirche im Rückbau‘ – Herausforderungen und Aufgaben des Pfarrberufs in der Fläche« 10
- ▶ Dr. Volker A. Lehnert: »Wirklichkeit und Zukunft des Pfarrdienstes in peripheren Räumen – Prioritäten und Posterioritäten« 17

Hospitation – Praxischeck

- ▶ Heinz Behrends: »Leine-Solling – Ein innovativer Kirchenkreis im ländlichen Raum Süd-Niedersachsens« 23
- ▶ Karl-Otto Scholz: »Der Wandel ist Programm« 25
- ▶ Jürgen Schilling: »Priorisieren und Kommunizieren – Skizze der Diskussionsbeiträge« 27

Ekklesiologische Perspektiven

- ▶ Dr. Markus Dröge: »Je größer die Maschen, desto fester die Knoten. Leitbilder für eine ‚Kirche in der Fläche‘« 29
- ▶ Olliver Heinemann: »Das EKD-Forschungsprojekt ‚Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – eine aufsuchende Analyse‘« 37

Wahrnehmungen – Feedbacks

- ▶ Dr. Thomas Schlegel: »Zeit für tiefere Bohrungen – Feedback aus der Perspektive Wissenschaft« 40
- ▶ Dr. Dagmar Winter: »Damit der offene Himmel erkennbar bleibt – Feedback aus der Perspektive Ökumene « 44

Geistliches Leben

- ▶ Heinz Behrends: »Zukunft ist das Thema« 47
- ▶ Johanna Fröchtenicht, Ronja Helmchen und Jan Mönlich:
»Der Geruch von tausend Gebeten« 48
- ▶ Arnold Liebers: »Eins, zwei, drei« 50
- ▶ Jaqueline Barraud-Volk: »Heute Abend ist immer« 51
- ▶ Hans Hentschel: »Für 46,53 Euro Vertrauen« 52

Ausblick

- ▶ Jürgen Schilling: »Aufbruch und Wandel benötigen Rückendeckung – Aufträge aus der Land-Kirchen-Konferenz« 53

Anhang

- ▶ Konferenzprogramm 55
- ▶ Pressemitteilung der EKD 57
- ▶ Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 58

«Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit» / Einführung

Von Dr. Konrad Merzyn

Abbrechen oder bauen – welche Zeit erleben die Kirchengemeinden in ländlichen Räumen gegenwärtig? Klar ist zunächst: In den so genannten peripheren Räumen steht die Kirche vor Herausforderungen, die zur Entwicklung neuer Konzepte nötigen. Der Rat der EKD und die Kirchenkonferenz haben darum vor fünf Jahren »Kirche in der Fläche« als einen Schwerpunkt ihres Reformprozesses identifiziert und die Konstituierung der Land-Kirchen-Konferenz beschlossen. Die vorliegende Dokumentation ist ein Ergebnis der 2. Land-Kirchen-Konferenz, die im Mai 2013 in südniedersächsischen Kirchenkreis Northeim zu Gast war.

Noch verfügt die evangelische Kirche über ein flächendeckendes Netz von Kirchengemeinden mit haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen auf dem Land. Doch der allgemeine Bevölkerungsrückgang in Deutschland verbunden mit dem Wegzug junger Menschen in die Ballungszentren trifft entlegene ländliche Regionen besonders hart. Zudem schrumpft die evangelische Kirche nicht nur aufgrund des demografischen Wandels und der Peripherisierung ländlicher Räume, sondern auch aufgrund der Säkularisierung. Die flächendeckende Präsenz ist mit immer weniger Haupt- und Ehrenamtlichen unterersetzt.

Kirche reagiert regelmäßig so: Klein gewordene Kirchengemeinden werden durch Zusammenschlüsse vergrößert, die Gemeindegliederarbeit wird als Teil einer regionalen kirchlichen Arbeit organisiert, Pfarr- und Mitarbeiterstellen werden reduziert, Gemeindeglieder als Ehrenamtliche aktiviert. Auch Kirchenkreise fusionieren und die Verwaltungsstrukturen auf mittlerer und landeskirchlicher Ebene werden verschlankt. Bereits heute ist in manchen Regionen eine flächendeckende kirchliche Präsenz de facto nicht mehr gegeben, die Finanzierung bei einer weiteren Abnahme der Mitgliederzahl kaum noch möglich.

Insofern scheint die Antwort auf die anfängliche Frage auf den ersten Blick klar: Kirche in der Fläche erlebt eine Zeit des Abbrechens.

Auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich: Zukunftsweisende Gestaltungsformen der Kirche sind gerade in peripheren Regionen bereits gegenwärtig und mitten unter uns. Neben dem Ab-

brechen hat in der Fläche aktuell auch das Bauen einen Kairos, das Bauen an neuen Konzepten des kirchlichen Lebens und Wirkens unter sich ändernden Bedingungen. Denn längst ist die Zeit vorbei, da Fusionen im Sinne einer bloßen Addition von Zuständigkeiten sinnvolle Zukunftsperspektiven eröffnen konnten.

Mit der inzwischen etablierten Land-Kirchen-Konferenz der EKD hat sich ein Netzwerk gebildet, in dem innovative Konzeptionen und Perspektiven entwickelt und diskutiert werden. Dabei liegt das Augenmerk vor allem auf jenen Herausforderungen, die sich mit den Prozessen von Ausdünnung und Peripherisierung für »Kirche in der Fläche« verbinden. Wie soll in jenen Regionen das Ende der parochial organisierten Volkskirche begleitet werden? Was brauchen die Kirchengemeinden und Mitarbeiter vor Ort, damit ihnen ein Loslassen möglich wird? Welche Theologie hilft uns jene Modelle von Kirche zu finden, die mit wenigen Menschen im »weiten Raum« dem Evangelium dennoch fröhlich Gestalt geben? Die Antworten werden exemplarischen Charakter tragen auch für die Kirchengemeinden in vermeintlich stabilerem Umfeld unter den Bedingungen des demografischen Wandels in einer Post-Wachstumsgesellschaft. Abbrechen und bauen – beides hat aktuell seine Zeit im kirchlichen Leben auf dem Land.

Die im Folgenden dokumentierte Tagung der 2. Land-Kirchen-Konferenz fokussierte diesen breiten Fragehorizont am ersten Konferenztag mit der Frage nach Posterioritäten in den pfarramtlichen Aufgaben. Der Vizepräsident der EKD-Synode, Ministerpräsident a.D. Dr. Günther Beckstein, lobte in seiner Eröffnungsrede die kreativen Geister des ländlichen Raumes und forderte zugleich eine Überprüfung der kirchlichen Leitbilder. Die Kieler Universitätsprofessorin Uta Pohl-Patalong stellte, ausgehend von der »Kommunikation des Evangeliums« als pfarramtlicher Grundaufgabe, ein Modell des exemplarischen Handelns in einer Region vor. Volker A. Lehnert, Kirchenrat in Düsseldorf, benannte in seinem Referat fünf Prioritäten und drei Posterioritäten des Pfarrdienstes. Der zweite Tag stand ganz im Zeichen der Hospitationen im Kirchenkreis und des kollegialen Austausches. Am dritten Tag der Konferenz nutzte der Berliner Bischof Markus Dröge die Metapher des Netzes

als Leitbild für eine »Kirche in der Fläche«, die weiter eine Kirche für alles Volk bleiben soll.

Die vorliegende Dokumentation folgt weitgehend diesem Ablauf der Tagung, ergänzt um die Vorstellung des EKD-Forschungsprojektes »Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen«, eine Beschreibung der Hospitationsorte und deren Projekte, die Diskussionsbeiträge während der Konferenz sowie die Andachtstexte.

Herauszuheben sind schließlich noch die Vorträge der beiden eingeladenen Prozessbeobachter: Dagmar Winter, angereist aus England, verwies u.a. auf die Unterscheidung von Glaubens- und Lokalidentität, wobei letzterer ebensolche Wertschätzung gehöre wie ersterer. Thomas Schlegel, Mitarbeiter im EKD-Zentrum »Mission in der Region«, beleuchtete in seinem Beitrag u.a. die Be-

lastung, die der Veränderungsdruck für den Pfarrberuf bedeutet. Jürgen Schilling, Mitarbeiter im Projektbüro Reformprozess, beschließt die Dokumentation mit einem Fazit, das Aufträge aus der 2. Land-Kirchen-Konferenz ableitet für den weiteren Prozess des Reformthemas »Kirche in der Fläche«.

Das Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD dankt allen Referentinnen und Referenten für ihre Beiträge, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre engagierte Beteiligung, und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Kirchenkreis Leine-Solling für die wunderbare Gastfreundschaft und inhaltliche Ausgestaltung weiterer Teile des Tagungsprogramms. 

Mut zur Veränderung / Grußwort zur Eröffnung der Tagung

Von Ministerpräsident a.D. Dr. Günther Beckstein

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder.

Ein Pfarrer geht mit mutigem Schritt zu seiner Kirche. In der Hand hält er zwei Reißzwecken und eine handgeschriebene Mitteilung. Auf dieser Mitteilung steht: »Ab sofort nur ein Gottesdienst am Sonntag«. »Nur« und »ein« sind dick unterstrichen. Das heftet er an die Kirchentür. Und erntet prompt Widerspruch: »Desch wird nix.«

»Skurril«, »unterhaltend«, »mit einer gehörigen Portion schwarzem Humor« – das sind die Attribute für den neuen Fernseh-Quotenhit »Die Kirche bleibt im Dorf«. Die Serie lief im SWR. Sie ist ausgewiesen als »garantiert nicht akzentfrei«, »mit Dialektgarantie«. Man schwäbelt, so dass wohl nicht allein ich als Franke meine liebe Mühe mit dem Verstehen habe.

Zu sehen ist: eine heile, dörfliche Welt – oder gerade eben nicht.

Der neue Pfarrer, den es aus Norddeutschland ins Schwabenland verschlagen hat, ahnt nicht, welchen Anstoß er mit seiner Mitteilung erregt. Nur noch ein Gottesdienst pro Sonntag? Das geht gar nicht! Will er ändern, was doch immer schon so war? Kennt er etwa seine Schäfchen nicht? Da wird er wohl Bekanntschaft machen müssen mit dem Dickschädel der Dorfbewohner, oder positiv gewendet: mit dem Selbstbewusstsein gestandener Bauern. Die wollen weiter ihre zwei Gottesdienste haben. Da wird noch viel Wasser den Neckar hinab fließen, bis sich solche neumodischen Sachen durchsetzen.

Sehr verehrte Damen und Herren, wer jetzt vermutet, die Autoren des Drehbuchs von »Die Kirche bleibt im Dorf« stammen aus dem EKD-Umfeld, den muss ich enttäuschen. Die Vorabendserie ist wohl eher nicht in Kenntnis des Impulspapieres »Kirche der Freiheit« entstanden – obwohl sich die Kürzung der Gottesdiensthäufigkeit um radikale 50 Prozent durchaus berufen könnte auf die Forderung nach »Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit« und »Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen«. Doch der Filmpfarrer handelt nicht im Reformeifer (er ist, nebenbei gesagt, auch katholisch). Es ist anders. Der Pfarrer versucht sich schlicht an der Bewältigung allzu menschlicher Animositäten zwischen zwei Dorfhälften. Sie haben bisher ih-

ren je eigenen Gottesdienst feiern dürfen. Diesen »alten Zopf« schneidet er ab.

Über das Loslassen reden

»Mut zum Loslassen!« – so hieß es zum Abschluss der 1. Land-Kirchen-Konferenz vor zwei Jahren in Gotha. Viele von Ihnen waren damals dabei. Von der Gothaer Konferenz ging ein starkes Aufbruchssignal aus für kirchliches Leben in jenen Regionen, in denen die Wege weit sind, die Menschen immer weniger werden und sich die Mitarbeitenden mit hohem Engagement immer mehr erschöpfen. In Gotha haben Sie festgehalten: Als evangelische Kirche dürfen wir nicht weiter »auf Pump leben«, weder strukturell noch personell noch konzeptionell. Denn das geht zu Lasten derer, die unsere Kirche tragen – hauptamtlich wie ehrenamtlich. Und es geht zu Lasten der kommenden Generation, die zukünftig in der Kirche mitarbeiten wird.

Als wichtigste Aufgabe, vor der die »Kirche in der Fläche« steht, haben Sie die Frage nach dem Wie des anstehenden Rückbaus festgestellt: Wie gelingen Prozesse der Peripherisierung auf kirchlicher Ebene? Wie können wir trotz des anstehenden Gestaltwandels dennoch weiter fröhlich evangelische Kirche sein? Oder aber können wir sogar gerade wegen des Wandels hoffnungsvoll evangelische Kirche sein?

Aus der Reihe der Antworten, die als erste Ansatzpunkte in den vergangenen zwei Jahren gefunden worden sind – unter anderem während der 1. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz im vergangenen Jahr – möchte ich an dieser Stelle einen Aspekt herausgreifen, der mir im Besonderen wichtig erscheint:

In den unter Druck geratenen Flächenregionen der EKD-Gliedkirchen brauchen wir mutige, kreative Geister, die im Blick auf Kirchengestalt und Inhalt des kirchlichen Angebotes von einer grundsätzlichen Offenheit beseelt sind. Haupt- und Ehrenamtliche, die sich nicht vor alten Zöpfen fürchten und auch nicht vor verrückten Projektideen. Menschen, die Freude daran haben, andere zu motivieren. Die ungünstige Rahmenbedingungen nicht beklagen, sondern als willkommene Herausforderung sehen. Weil sie in der Lage sind zu unterscheiden zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen. Und weil sie sich

trauen, das Mögliche zu tun und das Unmögliche zu lassen.

Deshalb haben wir Sie zu dieser 2. Land-Kirchen-Konferenz eingeladen – erneut fast ausschließlich Pfarrerinnen und Pfarrer, Superintendentinnen und Superintendenten. Wir bleiben (zunächst noch) bei Ihnen als erste Ansprechpartner für die Perspektivsuche einer »Kirche in der Fläche«. Denn wir sind der Ansicht, dass wir gerade in Ihnen diese mutigen und kreativen Geister finden. Wir vertrauen Ihnen die Aufgabe an, mit fröhlicher Offenheit jene neuen kirchlichen Seinsformen zu inszenieren, die wir neben der Parchie so dringend brauchen.

Uns allen ist bewusst, dass das eine Mammutaufgabe darstellt. Niemand kann en passant, so nebenbei, grundsätzlich neue Wege für Kirche erfinden – neben all dem, was von Kinderkirche bis Seniorenkreis, Friedhof, Kirchenvorstand, Ge-

meindebrief, Geburtstagsbesuch und Sonntagsdienst, Posaunenchor und Kirchbauverein, Pfarrkonvent und Kreissynode nach wie vor erwartet wird. Denn Kreativität braucht Zeit zum Atmen, Offenheit benötigt Freiraum. Ein Tag hat nur 24 Stunden.

Deshalb soll es heute und in den kommenden zwei Tagen im Besonderen um die pfarramtlichen Aufgaben gehen. Wir wollen konkret über das Loslassen reden. Über den Rückbau. Wir meinen, die Fülle braucht endlich eine sichtbare Ordnung: Was an klassischen pastoralen Tätigkeiten muss deutlich reduziert oder sogar aufgeben werden? Was kann getrost gelassen werden, damit Freiraum für Neues entsteht?

Gestatten Sie mir, dazu drei Thesen vorzustellen, von denen ich meine, dass sie Grundvoraussetzungen für alles Nachdenken sind.

1. Kirchturmdenken überwinden

Wenn wir über den Pfarrdienst in Zeiten des Rückbaus reden, dann geht es nicht um eine Entscheidung zwischen zwei Alternativen: entweder traditionelle Gemeindegliederarbeit mit der bekannten Aufgabenfülle oder neue, kreative Schwerpunktsetzung mit dem Kappen alter Zöpfe.

Wie es auch nicht um ein Gegenüber von Ortskirchengemeinde oder Regionalisierung gehen darf, von Lichternetz oder Leuchttürmen, charismatisch oder institutionell-volkskirchlich. Wer an diesem Gegenüber festhält, sucht – vermeintlich – das Altbewährte zu bewahren. Und verkennt den Reichtum, aus dem Kirche seit jeher schöpft, nämlich der Vielfalt ihrer Formen.

Meine erste These lautet: Eine Posteriorisierung pastoraler Aufgaben gelingt dann, wenn wir verschiedene Modelle nebeneinander ermöglichen. Und wenn wir das Handeln der anderen, so verschieden es vom eigenen sein mag, als gleichberechtigt wertschätzen.

Denn jeder Ort hat seine eigene Logik. Und aus diesem je Besonderen müssen die je eigenen Entscheidungen gewonnen werden. Es gibt kein allgemeingültiges Rezept dafür, was losgelassen werden muss und was aufgebaut werden soll.

Dieser Ansatz entbindet uns nicht von der Pflicht, klare Entscheidungen zu treffen und die anstehenden Einschnitte zu realisieren. Dieser Ansatz verhindert aber, dass zentral erdachte Rezepte nicht zu den vor Ort erhältlichen Zutaten passen.

Das mutet uns beispielsweise zu, die Gemeindegliederzahl als Rechnungsgröße für Personalstellen und Finanzzuweisung zunehmend abzulösen. Sie ist ungeeignet als Bemessungsgrundlage in den peripheren Regionen. Wir brauchen inhaltliche Indikatoren. Und werden zugleich das Bewusstsein stärken müssen, dass wir alle Glieder der einen Kirche sind – ob für viele eingetragene Gemeindeglieder zuständig oder vergleichsweise wenige. Ob lokal klar umgrenzt oder regional mit Querschnittsaufgaben verortet. Ob verlässlich oder projektorientiert auf Zeit.

Ich freue mich, an dieser Stelle Frau Professorin Dr. Uta Pohl-Patalong begrüßen zu können. Mit der Publikation ihres Zukunftsmodells »Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten« hat sie den traditionellen Horizont einer parochial verfassten Kirche bereits entscheidend geweitet. Ich bin gespannt auf ihre Kriterien für eine »Kirche im Rückbau«.

2. Leitbilder auf den Prüfstand

Als evangelische Kirche sind wir in Deutschland gegenwärtig noch ungeübt darin, loszulassen, weniger zu haben. Die zurückliegenden Jahrzehnte gaben wenig Anlass, diese Fähigkeit zu trainieren. Wir lernen erst jetzt – zumindest in den westlichen Landeskirchen, die östlichen haben da einiges an Erfahrungen voraus – uns von Gewohntem und Bewährtem zu verabschieden.

Das ist, zugegeben, ein schmerzvoller Weg. Und es ist klar: Bei schmerzvollen Wegen gehört die Klage dazu. Leider wird als Reaktion auf die veränderten Bedingungen vielerorts jedoch fast ausschließlich geklagt. Dass Gemeinden eine gewisse Beharrungstendenz haben und traurig sind über die ehemals vermeintlich so wunderbaren, jetzt aber verlorenen Möglichkeiten, erinnert an die »Fleischtöpfe in Ägypten« und ist mir durchaus verständlich. Wenn aber – wie ich mir habe sagen lassen – auch in vielen Pfarrkonventen der Mut zu Aufbrüchen fehlt, dann ist das Anlass zur Sorge und eine deutliche Anfrage an die theologischen Leitbilder, mit denen wir unser Bodenpersonal in seinen Dienst senden.

Deshalb meine zweite These: Wir müssen uns befreien von Berufsbildern, die unsere Pfarrerinnen und Pfarrer festlegen auf Alleskönner.

Immer noch fokussieren sich viel zu viele Erwartungen auf das Pfarramt und die Person, die es bekleidet. Demzufolge geschieht dann auch nichts ohne sie bzw. ihn. Und mancherorts ist er bzw. sie dann nicht nur als Theologe und Seelsorger, sondern auch als Architektin gefragt und als Baufachmann, als Kämmerer und Finanzprüferin, als Lehrer und Öffentlichkeitsarbeiter. Und wenn sonntags der Organist ausfällt, spielt der Mann/die Frau im Talar unter Umständen auch noch die Orgel?

Die Fülle der zu leistenden Aufgaben führt, das ist deutlich, nicht in die Weite, sondern sie verkleinert die Möglichkeiten. Sie erschöpft unsere wichtigsten Mitarbeitenden. Obendrein ist das

Ganze eine Missachtung all der anderen Charismen, die in unseren Gemeinden vorhanden sind. Bekennen wir uns also dazu und verabschieden uns von Bildern wie dem vom Hirten, der seine Schäfchen hütet. Vom Pfarrherren, der von Amts wegen an allen Entscheidungen maßgeblich beteiligt ist. Finden wir Leitbilder wie z.B. das eines geistlichen Intendanten, der ein vielfältig besetztes Ensemble zu inspirieren weiß. Das entspricht dann im Übrigen auch der Art und Weise, wie Menschen im 21. Jahrhundert ihren Platz in der Gesellschaft in Anspruch nehmen. Und nicht zuletzt folgt es der Idee eines Priestertums aller Getauften.

Nun denkt mancher von Ihnen vielleicht: Welches Ensemble? Ich bin mit der Fülle der Aufgaben doch nahezu allein vor Ort!?! Wo das so ist, darf es tatsächlich nicht klein geredet werden. Doch die Funktion solcher Leitbilder ist nicht, die Gegenwart möglichst realistisch zu beschreiben. Vielmehr geht es um Idealbilder, die uns Orientierung geben bei der Frage, wie wir die kirchliche Arbeit in Zukunft gestalten wollen. Sich stattdessen von alten Idealen leiten zu lassen, die unter gänzlich anderen personellen und finanziellen Bedingungen entstanden sind, führt mit hoher Wahrscheinlichkeit in Selbstüberforderung und Frustration.

Einen kritischen Blick auf das, was den Pfarrdienst traditionell prägt, muss man nicht notwendigerweise in einem Kirchenamt gewinnen. Aber es ist möglich. Ich freue mich, Kirchenrat Dr. Volker Lehnert begrüßen zu können. Er wird – mit einem analytischen Blick auf förderliche und hinderliche Leitbilder – eine Ordnung der Fülle pastoraler Aufgabenfelder versuchen.

Und ich darf bereits jetzt Bischof Dr. Markus Dröge ankündigen, der am Donnerstag bei Ihnen sein wird. Er wird das Thema in den größeren Horizont der »Leitbilder für eine ‚Kirche in der Fläche‘« stellen.

3. Abbrechen, wenn es an der Zeit ist. Bauen, was »dran« ist

Meine dritte These steht im Zusammenhang mit dem biblischen Motto des Prediger Salomo, das unserer Tagung die Überschrift leiht, »Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit«:

»Kirche in der Fläche« ist nicht allein Problemthema, sondern vor allem eine kreative Gelegenheit – mit hoher Bedeutung für Kirche auch an anderen Orten.

Der Prediger Salomo ist ein pragmatischer Zeitgenosse. Was seit alters her an diesem Stück Weisheitsliteratur beeindruckt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der auf das Leben geschaut wird – wir können auch sagen: das Gottvertrauen. Der Prediger empfiehlt, jeden Tag als einzigartig zu nutzen. Die Tatsache, dass die Zukunft unsicher sei, dürfe nicht zu einer Lähmung führen. Deshalb solle abgebrochen werden, wenn es an der Zeit ist, und es dürfe gebaut werden, was »dran« ist.

Einen großen Teil des Programms unserer Konferenz nimmt der Besuch des Kirchenkreises Leine-Solling ein. Bereits am heutigen Abend, vor allem aber dann am morgigen Vormittag werden Sie konkret und ganz praktisch evangelische Kirche hier vor Ort erleben. Sie lernen einen Kirchenkreis kennen, der mit einem Anteil evangelischer Christen an der Gesamtbevölkerung von knapp 50 Prozent eine vergleichsweise stabile volkswirtschaftliche Situation aufweist. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Der südniedersächsische Raum ist wie viele andere Regionen Deutschlands überproportional vom demografischen Wandel betroffen. Zudem greifen hier wie anderswo die sich zunehmend verändernden Teilhabe-Logiken – Stichworte »Generation Facebook«, oder: »Gemeinde auf Zeit«. Das stellt – neben anderen Phänomenen – unsere bisherigen kirchlichen Präsenzformen in Frage. Leine-Solling darf als exemplarisch dafür gelten, dass wir als evangelische Kirche nicht nur reagieren, sondern uns durchaus aufs Agieren verstehen. Bereits seit mehr als zehn Jahren werden rund um Northeim, Uslar und Einbeck kirchlicherseits verschiedene modellhafte Projekte betrieben. Was dabei grundsätzlich beeindruckt ist der Wille, was dran ist, auch zu tun. Mit Gottvertrauen, einer gewissen Portion Pragmatismus, Risikobereitschaft. Sie dürfen gespannt sein.

Deshalb möchte ich meinen ausdrücklichen Dank aussprechen gegenüber Ihnen, Herr Superintendent Behrends, und Pastor Scholz, stellvertretend für alle, die den EKD-weit angereisten Gästen

dieses wunderbare Programm ermöglichen. Geben Sie diesen Dank bitte weiter an jene, die den heutigen Abend im Kloster Wiebrechtshausen gestalten, sowie an alle, die morgen die Besuchsgruppen an den verschiedenen Orten empfangen und ihnen Rede und Antwort stehen.

Vom Mut, sich zu verändern

Bleibt die Kirche im Dorf? Welchen Ausgang die Geschichte des SWF-Serienpfarrers in der jetzt zu Ende gegangenen ersten Staffel von »Die Kirche bleibt im Dorf« gefunden hat, ist mir nicht bekannt. Aber wir vermuten wohl nichts Falsches, wenn wir annehmen, dass sich die Gemeinde grundsätzlichen Erwägungen gegenüber nicht gänzlich verschlossen zeigt. Nicht zuletzt, weil es da einen Pfarrer gibt, der mit Gottvertrauen aus eingefahrenen Gleisen herauszuführen weiß.

Jedoch: »Die Kirche bleibt im Dorf« – das klingt mir dann doch eher statisch und viel zu wenig nach Dynamik. Dass Kirche durch das Wirken des Heiligen Geistes entsteht, dieser Gedanke ist Ihnen wohl vertraut. Sie entsteht immer wieder dort neu, wo sich zwei oder drei im Namen Gottes versammeln. Insofern scheint es mir angemessener zu sagen: Kirche entsteht im Dorf, in der Stadt, in der Fläche. Kirche lebt im Dorf, in der Stadt, in der Fläche – in immer wieder neuen Gestalten und Formen. Mit dem Mut, nicht einfach zu sein, sondern sich zu verändern. Mit der Kraft, nicht einfach zu bleiben, sondern aufzubrechen.

Mein herzlicher Dank gilt den Mitgliedern der Arbeitsgruppe der Land-Kirchen-Konferenz, die diese Konferenz konzeptionell geplant haben. Ebenso geht mein Dank an das Projektbüro Reformprozess im Kirchenamt der EKD für die intensive und professionelle Vorbereitung.

Ich wünsche Ihnen anregende Impulse, offene Diskussionen, intensive Erfahrungen, gute Begegnungen, kurzum: ich wünsche uns Gottes reichen Segen. 

»Pastoraltheologische Horizonte einer ‚Kirche im Rückbau‘« – Herausforderungen und Aufgaben des Pfarrberufs in der Fläche

Von Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

Das Nachdenken über den Charakter und die Aufgaben des Pfarrberufs ist nicht neu und zieht sich durch alle Epochen der Pastoraltheologie.¹ Dies ist von der Sache her eigentlich auch nicht erstaunlich: Da die »Sache« des Pfarrberufs, die Kommunikation des Evangeliums, immer deuthingbedürftig ist und da das Evangelium immer mit den Menschen als Kindern ihrer Zeit zu kommunizieren ist, ist es durchaus sach-gemäß, den Charakter des Pfarrberufs nicht kontextlos festzuschreiben. Diese Einsicht ist wichtig, weil man gelegentlich den Eindruck gewinnen kann, »früher« wäre alles selbstverständlich gewesen und die heutige Generation hätte die Last der Reflexion alleine zu tragen.

Dennoch ist es nicht zu verleugnen, dass das Nachdenken über den Pfarrberuf heute unter anderen Rahmenbedingungen erfolgt als in früheren Jahrhunderten und Jahrzehnten und in mancherlei Hinsicht wirklich neue Konstellationen hervorbringt. Daher nenne ich zunächst einige Schwierigkeiten und Herausforderungen, die die Situation des Pfarrberufs heute prägen und konzentriere mich dabei besonders auf die ländlichen Regionen, die »Kirche in der Fläche«. Ausgehend davon werde ich meine konzeptionellen Überlegungen zum Pfarrberuf entfalten.

1. Schwierigkeiten des Pfarrberufs in der Fläche heute

1.1. Das Erbe der Gemeindebewegung

Auch die Situation der »Kirche in der Fläche« und entsprechend die von Pfarrerinnen und Pfarrern auf dem Land ist geprägt von einem Gegenüber vor- und frühmoderner Organisationsformen einerseits und spätmoderner Ansprüche an kirchliches Handeln andererseits. Die Ortsgemeinde als die dominante kirchliche Organisationsform – zumal auf dem Lande – ist ja ein eigentümliches Mischgebilde: Konstitutiv ist zum einen das vormoderne, im Laufe des Mittelalters entstandene Territorialprinzip in Kombination mit dem Zuweisungsprinzip, mit dem sich die Kirche im Römischen Reich in das bestehende Sozialgefüge eingliederte und ihren Anspruch auf die gesamte Bevölkerung untermauerte. Seit Beginn der Moderne im 19. Jahrhundert ist die Parochie zum anderen jedoch nicht mehr nur religiöser Verwaltungsbezirk, der kirchliche Zuständigkeit organisiert, sondern bietet als »Hort christlicher Liebe«, wie es bei Emil Sulze, dem »Vater der Gemeindebewegung«, hieß, die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung in kirchlicher Freizeitgestaltung. Als Gegenbewegung zur Anonymität der Moderne ist dieses Konzept interessanterweise ursprünglich ein typisch städtisches Modell, das die verloren gegangene als harmonisch erinnerte Dorfgemeinschaft in der modernen Großstadt unter christlichem Vorzeichen rekonstruieren sollte. Gut sichtbar ist dies am damals entstandenen Gemeindehaus, das möglichst viele der no-

minellen Kirchenmitglieder in eine aktive Beteiligung am kirchlichen Leben integrieren sollte, um ihnen moralischen Halt, diakonische Unterstützung und vor allem eine christliche Sozialisation zu vermitteln.² Nach dem Vorbild der freien Vereine wurden für die verschiedenen naturständischen Gruppen – Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer und alte Menschen – Angebote konzipiert, die trotz der ursprünglichen Verantwortlichkeit von Laien und der Entwicklung der gemeindepädagogischen Berufe immer stärker dem Pfarramt zuwuchsen.³ Damit veränderte sich der Pfarrberuf grundlegend: Zu den bisherigen kulturellen und pädagogischen Funktionen traten kommunikative und soziale, vor allem aber organisatorische Aufgaben. Schon früh wurde die Gefahr gesehen, dass sich die Aufgaben des Geistlichen dabei immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern und er zum »Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins (wird), der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß«⁴. Eine der wohl wichtigsten Neuerungen für das Pfarramt war dabei, dass jetzt der persönliche Kontakt zum Pfarrer für die Beziehung zur Kirche relevant wurde und ganz neue emotionale Ansprüche an den Pfarrberuf gerichtet wurden. Persönliche Kontakte und das »volle Haus« wurden zu einem Qualitätsmerkmal des pastoralen Berufes: Mit wie vielen der nominellen evangelischen Kirchenmitglieder steht der Pfarrer im Kontakt und wie viele nehmen regelmäßig an den kirchli-

chen Angeboten teil? Das wurde (und wird bis heute) zu einem erheblichen Teil der Ausstrahlung und Leistungsfähigkeit des Pfarrers und mittlerweile auch der Pfarrerin zugeschrieben.

Dieses gemeindliche Leitbild wurde dann sozusagen auf das Land exportiert und gewann vermutlich seine Plausibilität nicht zuletzt daraus, dass sich auch hier die vormodernen Strukturen auflösten. Seit den 1960er Jahren kamen allerdings Stadt-Land-Differenzen zum Tragen, die das frühmoderne Ortsgemeindemodell für das Land geeigneter erscheinen ließen als für die Stadt: Erstens entwickelte sich in städtischen Regionen das ausgeprägte spätmoderne Freizeitangebot sehr viel rasanter und ausdifferenzierter als auf dem Land, wo bis in die 1980er und 1990er Jahre und manchmal sogar noch bis heute weniger »Freizeitkonkurrenz« zu den kirchlichen Angeboten herrscht. Zweitens schritten Individualisierung, Pluralisierung und gesellschaftliche Ausdifferenzierung auf dem Lande weniger rasch voran, so dass der Druck zu immer neuen zielgruppenorientierten Angeboten weniger hoch war. Und drittens spielte und spielt teilweise bis heute in ländlichen Regionen die Dimension des persönlichen Kontakts eine stärkere Rolle als in der Stadt, was dem auf Beziehung beruhenden Ortsgemeindemodell entgegenkommt.

Seit einigen Jahren wird jedoch immer deutlicher, dass »das Land« keineswegs eine einheitliche Größe ist und »die Menschen auf dem Lande« ebenso heterogen sind wie in der Stadt und auch kirchlich sehr unterschiedliche Bedürfnisse haben. Mit den großen Differenzen zwischen den ländlichen Regionen – von traditionell bäuerlichen Gegenden bis ausschließlich von Pendlerinnen bewohnten Neubaugebieten – haben Sie sich im Rahmen der letzten Tagungen ja bereits beschäftigt. Zudem zeigen die kirchlichen Statistiken, dass die Beteiligungsquote der evangelischen Kirchenmitglieder am aktiven Gemeindeleben und am Gottesdienstbesuch auf dem Land regional unterschiedlich, aber nicht durchschlagend höher ist als in der Stadt. Der Druck auf die Pfarrerrinnen und Pfarrer, mit möglichst passgenauen Angeboten auch bei hoher Freizeitkonkurrenz und bei immer stärkerer Ausdifferenzierung von Zielgruppen und Bedürfnissen das »volle Gemeindehaus« und damit ein erkennbares Qualitätsmerkmal der eigenen Arbeit zu erreichen, ist auf dem Land längst angekommen.

1.2. Schwindende Finanzmittel bei gleich bleibenden Kirchenbildern

Dieses »Erbe der Gemeindebewegung« stößt nun seit Mitte der 1990er Jahre auf die schwindenden Finanzmittel, die ein Umdenken in den kirchlichen Strukturen erfordern. Die sprudelnden Finanzquellen in den 1960ern, 1970ern und auch noch 1980ern hatten in der damaligen BRD (in den Kirchen der DDR war dies selbstverständlich anders) zum einen zu einer Ausdifferenzierung des kirchlichen Angebots geführt, was sich aber stärker auf die Städte beschränkte. Für das Land dürfte die zweite Tendenz einer Vermehrung von Pfarrstellen (teilweise auch die Errichtung neuer Gemeinden, beispielsweise in Neubaugebieten) wichtiger gewesen sein. Die in den finanziell »fetten Jahren« entstandenen kirchlichen Strukturen haben – sowohl innerkirchlich als auch in der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – ein Bild der Kirche und auch den Anspruch an sie entstehen lassen, dass sie flächendeckend präsent ist und an möglichst vielen Standorten für möglichst viele Menschen etwas bietet. Auf dem Lande wurde die kirchliche Präsenz zudem nicht selten als Kontrapunkt zur modernen wirtschaftlichen Rationalisierung verstanden und als persönliche Solidarität mit den Menschen auf dem Lande thematisiert: Wenn dem Dorf schon der Bäcker und die Post genommen werden, lässt die Kirche die Menschen nicht im Stich und bewahrt damit etwas von den traditionellen dörflichen Strukturen.

Dieses Bild hat bislang nur ansatzweise eine wirkliche Korrektur erfahren. Mit zurückgehenden finanziellen und vor allem personellen Mitteln wird vielfach immer noch versucht, möglichst viele Gemeinden mit einem so großen Spektrum von Angeboten aufrechtzuerhalten, wie es die Ressourcen eben noch zulassen. Wenn Stellen gestrichen werden, Pfarrerrinnen und Pfarrer zusätzliche Aufgaben oder nicht selten zusätzliche Gemeinden übernehmen – im Osten noch stärker als im Westen –, dann ist es häufig ihre individuelle Aufgabe, das Mögliche mit den Erwartungen und auch ihren eigenen Idealen zu vermitteln. Viele machen das, was »noch« geht, orientiert an Idealen aus anderen Zeiten – und leiden darunter, dass sie sowohl Erwartungen anderer als auch eigenen Ansprüchen nicht nachkommen.

Diese Konstellation wird noch verschärft durch die kirchensoziologischen Erkenntnisse der letzten Jahre, insbesondere durch den Milieuansatz, der deutlich gemacht hat, wie viele evangelische

Kirchenmitglieder mit den kirchlichen Angeboten bisher nicht erreicht werden – auch auf dem Lande. Diese Einsicht in Kombination mit dem beschriebenen Erbe der Gemeindebewegung kann den Druck auf Pfarrerinnen und Pfarrer erhöhen, eigentlich doch noch viel mehr machen zu müssen, obwohl strukturell die Grenzen längst erreicht sind.

1.3. Strukturen des Pfarrberufes

Zum Charme des Pfarrberufes gehört sein hohes Maß an Gestaltungsfreiheit, die keine festgeschriebenen Arbeitszeiten, die Möglichkeit zu individuellen Schwerpunktsetzungen und die Entscheidungsfreiheit, wie und in welcher Gewichtung man seine Arbeitszeit füllt, einschließt. Freiheit braucht jedoch immer auch Struktur, um als Freiheit erfahren zu werden. Die Kehrseite der Freiheit ist die Notwendigkeit für Pfarrerinnen und Pfarrer, mit den Anforderungen und Erwartungen an sie und ihren Beruf umzugehen und die entsprechenden Entscheidungen auch in der genannten Verschärfung der Situation individuell zu treffen. Strukturelle Hilfen wie Gemeindebera-

tung, Supervision, Intervision oder Coaching gibt es zwar mittlerweile in jeder Landeskirche, aber die Entscheidung, sie in Anspruch zu nehmen, liegt wiederum in der Regel bei den Pfarrerinnen und Pfarrern selbst. Hier dürfte einer der Gründe liegen für das häufig benannte Gefühl von Überforderung, das bei Pfarrerinnen und Pfarrern auf dem Lande nicht selten durch den Mangel an kollegialem Austausch und Unterstützung noch verstärkt wird. Das Thema ist in den letzten Jahren durch die zunehmenden Burnoutdiagnosen und ihre Thematisierung stärker ins Bewusstsein gerückt und macht endgültig deutlich, dass hier Handlungsbedarf besteht.

Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen also Kriterien, um ihren Berufsalltag sinnvoll zu strukturieren, um in der Fülle der möglichen Handlungsfelder sinnvolle Schwerpunkte zu setzen und um sich gleichzeitig vor Überforderung zu schützen. Die Frage nach dem Charakter des Pfarrberufes und seinen grundlegenden Aufgaben sollte sich also mit der Frage nach einer befriedigenden Berufsgestaltung einschließlich seiner Grenzen verbinden.

2. Kommunikation des Evangeliums – die Grundaufgabe des Pfarrberufes

Ich schlage vor, das Nachdenken über den Charakter des Pfarrberufes ganz klassisch mit Überlegungen zu seiner grundlegenden Aufgabe zu beginnen. Diese erscheint mir nach wie vor mit der von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Formel der »Kommunikation des Evangeliums« treffend beschrieben.⁵ Diese Formulierung impliziert vier Aspekte, die mir essentiell für die Sache scheinen, um die es geht.

1. Es geht um die Kommunikation eines spezifischen Inhalts: Um die Botschaft, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen, die an ihn glauben, hinein nimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt.
2. Kommunikation ist immer ein wechselseitiges Geschehen, das alle an der Kommunikation Beteiligten gleichberechtigt in den Blick nimmt.
3. Der Kommunikationsbegriff denkt von der Wirkung her, die mit der Kommunikation erreicht wird. Ziel ist es, dass Menschen durch den Kommunikationsvorgang dem Evangelium so begegnen, dass sie seine Bedeutung für sich und ihr Leben und Handeln entdecken. Entscheidend ist also nicht, dass die Botschaft

ausgerichtet wird, sondern dass sie ankommt.⁶ Allerdings: Von außen kann nicht zwingend und schon gar nicht zuverlässig beurteilt werden, wann sie »angekommen« ist. Gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen »Bekehrung« als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten. Glaube ist ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen, die nicht einmal dem Subjekt selbst immer bewusst sind, geschweige denn, dass es sie immer zur Sprache bringen könnte. Erst recht kann der Glaube nicht von außen beurteilt werden – er ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch.

4. Insofern kann die »Wirkung« der Kommunikation nicht »gemacht« werden und nicht einmal unbedingt gesehen werden, sondern sie bleibt unverfügbar. Das gilt bereits für zwischenmenschliche Kommunikation, die immer auch ein unberechenbares Moment enthält, erst recht für die klassisch als »Glaube« beschriebene Wirkung der Kommunikation des Evangeliums, die wir als Wirkung des Geistes verstehen.

Dieses theologisch komplexe Verhältnis zwischen Menschenwerk und Gotteswerk bedeutet für den Pfarrberuf: Die Kommunikationsbemühungen müssen von ihrer potentiellen Wirkung her beachtet werden, jedoch liegt die Wirkung weder in unserer Hand noch ist sie überprüfbar. Dies auszuhalten und dennoch in den Kommunikationsbemühungen nicht nachzulassen, ist vielleicht die größte Anforderung an den Pfarrberuf. Diese Aufgabe ist nur lösbar auf der Grundlage des Vertrauens auf das Wirken Gottes, das sowohl vor Selbstüberforderung (»ich muss die Wirkung erzielen«) als auch vor dem Rückzug auf die »gute Absicht« (»ich kümmere mich nicht um die Wirkung«) bewahrt. (Ersteres erhöht die Wahrscheinlichkeit eines Burnout, Letzteres senkt die Qualität der Arbeit.)

Dies bedeutet auch, dass es menschlicherseits letztlich nicht absehbar ist, auf welchen Kommunikationswegen das Evangelium Menschen erreicht. Belegt ist durch die kirchensoziologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte in jedem Fall, dass bestimmte Kommunikationswege gewisse Menschen und Gruppen mit einer größeren Wahrscheinlichkeit erreichen als andere. Das gilt für ästhetische Orientierungen und Stile, wie sie die Bachkantate oder die Rockband im Gottesdienst verkörpern. Dies gilt aber ebenso für bestimmte Handlungsfelder als Kommunikationswege des Evangeliums. Es kann nicht von vornherein und schon gar nicht von denen, von denen die Kommunikationsbemühungen ausgehen, verbindlich entschieden werden, auf welchen Wegen welche Menschen erreicht werden. Dies kann ebenso im Seniorinnenkreis geschehen wie in der Jugendfreizeit, in der diakonischen Arbeit ebenso wie in der Bildungsarbeit, im Unterricht ebenso wie in der kirchenmusikalischen Arbeit, in der Meditationsarbeit ebenso wie in der Seelsorge.

Nur dem Gottesdienst lässt sich hier eine Sonderstellung zuschreiben, weil er die Kommunikation mit Gott zum expliziten Ziel hat.

Insofern kann der zur Überforderung neigenden Situation des Pfarramtes auch nicht mit der Forderung nach einer Konzentration auf das »Kerngeschäft« oder dem Ruf »zurück zum Eigentlichen« begegnet werden. Diesem Ruf begegnet man übrigens in der pastoraltheologischen Literatur seit mindestens 200 Jahren immer wieder und interessanterweise meint er jeweils Unterschiedliches: beispielsweise die Konzentration auf den ethischen und religiösen Bereich (statt sich auf medizinische, landwirtschaftliche o.a. Gebiete zu begeben), es kann die Verkündigungsaufgabe bezeichnen (in der Dialektischen Theologie nicht selten gegen Kasualien etc. abgegrenzt), es kann sich auf die unmittelbaren »Amtspflichten« beziehen (abgegrenzt von der Mission Fernstehender oder von Gemeindeveranstaltungen) oder auf die religiöse Kommunikation (abgegrenzt von Verwaltungsaufgaben, geselligen Veranstaltungen etc.⁷ Wenn man diese diachrone Varianz von »Kernaufgaben« bzw. »Eigentlichem« synchron begreift, ist die scheinbare Kuriosität möglicherweise letztlich völlig sachgemäß, denn die Kommunikationswege des Evangeliums sind ebenso vielfältig wie es Gottes Wege mit den Menschen sind. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, wäre es theologisch problematisch, sich nur noch auf bestimmte Handlungsfelder zu beschränken – denn damit würde es die Kirche faktisch manchen Menschen erleichtern und anderen erschweren, an dieser Kommunikation teilzunehmen. Insofern kann eine Begrenzung der pastoralen Arbeitsfelder nicht in einer generellen Lösung gesucht werden, die allen Pfarrerinnen und Pfarrern nur noch wenige Handlungsfelder zuweist.

3. Pastorales Handeln als exemplarisches Handeln – Entscheidungsprozesse

Die faktische Unmöglichkeit, die Kommunikation des Evangeliums in der Gesellschaft der Gegenwart umfassend zu betreiben, korrespondiert nun mit der prinzipiellen theologischen Einsicht, dass jede Kommunikation des Evangeliums ein exemplarisches Handeln ist. Denn das Evangelium ist immer größer als alles, was Menschen auch noch so umfassend tun können, so dass es nie umfassend kommuniziert werden kann. Diese Einsicht kann von dem Druck entlasten, im Rahmen des pastoralen Stellenumfangs oder im Rahmen gemeindlichen Handelns möglichst viele Handlungsfelder und damit die religiöse Kommunikation in

einem Bezirk möglichst vollständig abzudecken. Mit den in der Gegenwart deutlich erkennbaren faktischen Grenzen wird die theologische Einsicht des prinzipiell exemplarischen Charakters deutlicher und macht den Blick dafür frei, das eigene Handeln als Verweis auf das immer größere Wirken Gottes zu verstehen. Dieses wirkt dem »Kirchturmdenken«, das an den Gemeindegrenzen endet, entgegen und öffnet den Blick auf das kirchliche und pastorale Handeln im weiteren Umfeld, in dem Gott ebenso wirkt. Wen das eigene exemplarische Handeln nicht erreicht, kann ein anderes ebenso exemplarisches Handeln erreichen.

In dieser Perspektive wird dann rasch deutlich, dass jeder Pfarrer und jede Pfarrerin faktisch schon immer und seit einigen Jahrzehnten in besonderer Weise bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums einschlägt und andere vernachlässigt, konkret: bestimmte Handlungsfelder betreibt und andere nicht. Das gilt für das Land ebenso wie für die Stadt, für Vollzeit- ebenso wie für Teildienststellen, für übergemeindliche Pfarrämter ebenso wie für ortsgemeindliche. Gleichzeitig ermöglicht das Denken von der Kommunikation des Evangeliums her, die diversen pastoralen Handlungsfelder als gleichwertige Kommunikationswege zu sehen. Ansonsten liegt es gerade im ländlichen Raum nahe, zunächst die traditionellen gemeindlichen Handlungsfelder vor Augen zu haben, die die Arbeitszeit bereits fast vollständig füllen, so dass »daneben« kaum noch Zeit für etwas anderes ist. Denkt man von der Kommunikation des Evangeliums her, dann sind zunächst alle Kommunikationswege gleichberechtigt – das Filmprojekt und der Seniorenkreis, das Meditationsangebot und die Jugendgruppe, das Engagement im Dorfleben und die Seelsorge und vieles mehr – und es müssen Entscheidungen getroffen werden.

Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen Konstellationen ländlicher Regionen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird so ausgerichtet, wie Menschen sie brauchen. Eine wichtige Perspektive für diesen Prozess ist die Einsicht, dass die Kommunikation des Evangeliums keine Frage von Quantität ist: Die seit der Idee des »lebendigen Gemeindehauses« leitende Überzeugung, dass »mehr« auch immer »besser« sei, kann überwunden werden. Wenn alles Handeln immer nur exemplarisch sein kann, kann die bewusste und liebevolle Gestaltung eines Handlungsfeldes sinnvoller sein als drei Arbeitsbereiche zu »versorgen«.

Ich plädiere also dafür, diese faktisch schon immer getroffenen Entscheidungen zu bewussten, konzeptionellen und vor allem: theologisch reflektierten Entscheidungen zu machen. Denn das Kriterium für diese Entscheidungen sollte die theologische Frage sein, was – nach dem immer begrenzten derzeitigen Kenntnisstand – das

Evangelium in der jeweiligen Situation und ihrem Kontext voraussichtlich am sinnvollsten kommuniziert: nämlich so, dass (in dem Wissen um die Unverfügbarkeit) das menschliche Machbare dazu getan wird, dass Menschen vom Evangelium erreicht werden. Es ist die theologische Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern, ihr eigenes und das gesamte gemeindliche Handeln daraufhin zu reflektieren, was darin eigentlich geschieht, und diese Reflexion mit anderen zu teilen. Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, für die sie ihr akademisches Studium brauchen (und das sich daraufhin in manchen Punkten auch verändern müsste). Ebenso benötigen sie eine hohe Wahrnehmungskompetenz für den jeweiligen Kontext und die Menschen in ihm, Empathie und Gesprächsfähigkeit, woraufhin die zweite Ausbildungsphase noch einmal betrachtet werden müsste. Pfarrerinnen und Pfarrern wird damit zugemutet, immer wieder einen Perspektivwechsel vorzunehmen, mit dem sie quasi »von außen« auf ihre eigene Arbeit blicken und sie mit den Augen anderer und nach theologischen Kriterien betrachten.

Bei der Entscheidung, welche Kommunikationswege begangen werden und welche nicht, sollten die anderen Gemeinden einer Region einbezogen werden, denn es wäre problematisch, wenn es in regionaler Nähe nur wenige Handlungsfelder in großer Häufigkeit gäbe. Absprachen sind hilfreich, mit denen die Gemeinden Schwerpunkte für die Region setzen. Dies bedeutet eine Abkehr von dem Aspekt des Parochialprinzips, Gemeinden ohne inhaltliche Unterschiedlichkeit nebeneinander zu stellen und in ihnen vollständige religiöse Versorgung anzubieten. Zwar bedeutet dies gerade auf dem Land, dass Menschen für bestimmte Handlungsfelder zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen. Allerdings musste auch bislang für gezielte Angebote wie beispielsweise Alleinerziehendenarbeit, Trauergruppen oder interreligiöser Dialog häufig der noch weitere Weg in die Stadt auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in einer ländlichen Parochie gedacht waren, weil sie ja nicht in der »eigenen« Gemeinde angeboten wurden. Hier stößt das Modell des exemplarischen Handelns für eine ganze Region einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertelangen Ausrichtung auf territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Die Identifikation von kirchlicher Organisation und Wohnraum

wird nicht vollständig aufgegeben (denn die Kirche bleibt ja in der Fläche präsent), aber soweit gelöst, dass Menschen zunehmend weniger erwarten, dass es das für sie passende Angebot unbedingt in »ihrer Gemeinde« geben müsste, sondern es woanders suchen bzw. sich frei fühlen, es dort anzunehmen. Zudem ist zu bedenken, dass nicht das gesamte kirchliche Angebot vom Pfarramt abgedeckt werden muss, sondern Ehrenamtliche und die gemeindepädagogischen Berufsgruppen kirchliche Arbeit nach den Bedürfnissen vor Ort gestalten können.

Diese Entscheidungen bewusst zu treffen und sie sich nicht von den am lautesten artikulierten Erwartungen abnehmen zu lassen, braucht Mut und an manchen Orten sicher längere Vorbereitungs- und Übergangsphasen. Pfarrfrauen und Pfarrer müssen sich dabei auf die Unterstützung von Kirchenleitungen und Vorgesetzten verlassen können, sowohl strukturell als auch im Konfliktfall. Der Kirchengemeinderat sollte an den Ent-

scheidungsprozessen beteiligt werden und diese Entscheidungen entsprechend mittragen. Die Perspektive des konstruktiv mitdenkenden Kirchengemeinderates kann dabei auch ein kritisches Korrektiv bilden zu der Frage nach der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums. Wichtig wäre auch, Personen in den Entscheidungsprozess einzubinden, die nicht zur Kerngemeinde gehören, um sich in den gewählten Aufgabengebieten nicht von vornherein auf die Bedürfnisse von 10-15% der Kirchenmitglieder zu beschränken. Häufig wird dabei beratende Hilfe sinnvoll sein, die den Prozess unterstützt und dazu beiträgt, dass es nicht zu einem Kompromiss der Gruppeninteressen kommt, sondern eine gemeinsame Suche nach sinnvollen Formen der Kommunikation des Evangeliums mit den gegebenen Ressourcen – Personen, Zeit, Geld, Umfeld etc. – erfolgt. Ferner sind, wie erwähnt, Absprachen in der Region sinnvoll, die die Interessen aller Beteiligten wahrnehmen.

4. Begrenzte Möglichkeiten – Konsequenzen

In unterschiedlicher Hinsicht zieht diese Ausrichtung Konsequenzen nach sich, die pastorales Handeln als ein Handeln mit begrenzten Möglichkeiten deutlich werden lässt.

4.1. Angewiesensein auf andere

Bewusst getroffene Entscheidungen über das »Lassen« lassen die eigene Angewiesenheit auf andere spürbarer werden. Stärken und Fähigkeiten werden bewusster wahrgenommen in der Gewissheit, dass andere Menschen andere Wege beschreiten mit demselben Ziel. Dies kann einerseits kollegiale Zusammenarbeit fördern. Es kann aber auch in der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen – besonders auch mit Ehrenamtlichen – deren Selbstständigkeit und Initiative stärker wertschätzen lassen. Die Perspektive des gemeinsamen Zieles, das Evangelium zu kommunizieren, kann helfen, weniger von dem eigenen Handeln her zu denken als vielmehr von der gemeinsamen Sache.

4.2. Geistliche Dimensionen der Begrenzung

Gleichzeitig hat eine solche Begrenzung pastoralen Handelns auch eine geistliche Dimension. Dies hat besonders Ulrike Wagner-Rau herausgearbeitet. Ich zitiere: »Theologie beginnt mit der schmerzlichen Einsicht, dass dem Menschen nichts unbegrenzt zur Verfügung steht: nicht die

Lebenszeit und die Lebenskraft. Nicht die Fähigkeit, das Leben konstruktiv, menschenfreundlich und liebevoll zu gestalten. Nicht das Geld. Nicht die Möglichkeit, über bestimmte Bereiche hinaus Einfluss zu nehmen. Die Grenzen verfügbarer Ressourcen und die Grenzen eigener Möglichkeiten sind in die Menschlichkeit konstitutiv eingeschrieben.«⁸ Dass Menschen permanent Erfahrungen mit ihren Grenzen machen, fragmentarisch und unvollkommen sind und daher immer auch in der Sünde verfangen, ist die grundlegende Einsicht reformatorischer Anthropologie. Pfarrfrauen und Pfarrer predigen dies, vermitteln dies in Seelsorge und Unterricht – und haben es dennoch in der Gestaltung ihres beruflichen Lebens manchmal besonders schwer, mit den Grenzen ihres eigenen Tuns umzugehen, nicht zuletzt auch aufgrund der hohen Ansprüche, die von außen gestellt werden, die sie aber auch an sich selbst haben.

4.3. Arbeitszeit als begrenzte Ressource

Die Perspektive begrenzter Ressourcen führt schließlich dazu, die Arbeitszeit von Pfarrfrauen und Pfarrern konkret in den Blick zu nehmen. Dies ist ein emotional aufgeladenes Thema, weil das Rechnen in Stunden gelegentlich mit einer vollständigen »Berufsförmigkeit« des Pfarrberufes gleichgesetzt wird, die seiner »Lebensförmigkeit« entgegensteht. Der berechtigte Hinweis auf den

engen Zusammenhang zwischen Beruf und Person muss – und sollte – jedoch nicht bedeuten, eine bewusste Wahrnehmung und Gestaltung von Arbeitszeit zu negieren. Es gehört im Gegenteil zu der dem Pfarramt innewohnenden Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums in seinen realistischen Möglichkeiten zu reflektieren und die Arbeitszeit als begrenzte Ressource dafür in den Blick zu nehmen. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Kommunikation des Evangeliums eine kreative Tätigkeit ist, die von spirituellen Grundlagen lebt und Zeit benötigt. Vor allem aber wird das Evangelium nicht überzeugend kommuniziert, wenn diese Tätigkeit Erschöpfung bedeutet. Burnouts im Pfarramt sind deswegen nicht nur ein Problem kirchlicher Fürsorgepflicht, sondern in dieser Perspektive auch ein theologisches Problem: Welche Inhalte kommuniziert eine Kirche indirekt mit kraftlosen, ausgelaugten, mit sich nicht gut umgehenden Mitarbeitenden?

Die Gestaltung des Pfarrberufs und seine Arbeitszeit müssen daher so beschaffen sein, dass Personen, die hauptberuflich mit dem Evangelium befasst sind, Gelassenheit, Freude am Leben und den Blick für das Wesentliche ausstrahlen. Eine Richtgröße zwischen 40 und 45 Wochenstunden im Jahresmittel scheint mir eine sinnvolle Linie zu sein. Ein Jahresmittel anzusetzen, hat den Vorteil, dass es den »saisonalen« Charakter des Pfarrberufs berücksichtigt: In der Adventszeit, in der Passionszeit, bei Konfirmationen oder bei der Jugendfreizeit in den Sommerferien werden es sicher auch einmal deutlich mehr Stunden sein, dafür können und sollen es dann in anderen Phasen auch deutlich weniger sein. Ohne mindestens einen wirklich freien Tag in der Woche kommt vermutlich kein Mensch auf Dauer ohne gesundheitliche Schäden davon.

Zur Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gehört ferner auch Zeit für Ungeplantes und Unverzwecktes. Auch dies kommuniziert Evangelium, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein Verständnis von Zeit repräsentieren, das nicht im »Geschäft des Alltags« aufgeht, sondern über das jetzt zu Erledigende hinaus weist. In der Alltagsgestaltung kann dann eine Ahnung davon aufleuchten, dass

das eigene Handeln immer vorläufig ist und das Reich Gottes nicht herbeiführen wird – und gleichzeitig unendlich wertvoll und unverzichtbar ist für die Kommunikation des Evangeliums, denn in ihm scheint etwas auf vom Evangelium selbst.

Anmerkungen:

¹ Vgl. auch Birgit Weyel: Art. Pfarrberuf, in: Wilhelm Gräb / dies.: *Handbuch Praktische Theologie*, Gütersloh 2007, 639-649, 639, die die Dauerhaftigkeit der Selbstverständnisdiskussion des Pfarrberufs auf seine Wechselbeziehungen zur (sich permanent verändernden) modernen Gesellschaft zurückführt.

² Vgl. Uta Pohl-Patalong: *Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell*, Göttingen 2003, 97ff.

³ Zur Rolle des Gemeindehausbetriebs für die Arbeitskapazität der Pfarrerinnen und Pfarrer vgl. Rudolf Roosen: *Gemeindehaus vor dem »Aus«?*, DtPfrBl 97 (1997), 63-66, 63.

⁴ Walter Bülck: *Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation*, Tübingen 1926, 36.

⁵ Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange, Ernst: *Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit*, in: Ders. (Hg.): *Predigen als Beruf. Aufsätze* (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9-5, 9.11.13f. u.ö.).

⁶ Dieses Verständnis steht ganz in der Linie Martin Luthers, der immer wieder betont hat, dass das Heilsgeschehen in Christus nicht an sich geschehen ist, sondern erst an sein Ziel gekommen ist, wenn der einzelne Mensch es für sich erfasst hat: »Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dyrs.« (WA 18; 202,37-203,2.)

⁷ Vgl. Uta Pohl-Patalong: Art. Pastoraltheologie, in: Christian Grethlein / Helmut Schwier (Hg.): *Praktische Theologie. Eine Theorie- und Problemgeschichte (Arbeiten zur Praktischen Theologie Bd. 33) und Herausforderungen*, Leipzig 2007, 515-574.

⁸ Wagner-Rau, *Auf der Schwelle*, 75.



Wirklichkeit und Zukunft des Pfarrdienstes in peripheren Räumen – Prioritäten und Posterioritäten

Von Dr. Volker A. Lehnert

I. Die Prioritäten des Pfarrdienstes

Über den Pfarrdienst und das Pfarrbild wird derzeit ausgiebig diskutiert.¹ Worin bestehen die Grundaufgaben von Pfarrerinnen und Pfarrern? In der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit möchte ich folgende Aspekte hervorheben:²

Erste Priorität: Etwas bezeugen: Gott loben und von Gott reden - Theologische Kompetenz

Gott loben, das ist unser Amt. Für Paulus stellt die Verweigerung des Gotteslobes den zentralen Ausdruck menschlicher Sünde dar (vgl. Röm 1,21). Folgerichtig führt die Überwindung der Sünde durch Christus zu allererst in die Anbetung Gottes. Die Inszenierung des öffentlichen Gotteslobes im Gottesdienst ist somit die vornehmlichste geistliche Aufgabe, Kernpriorität des Pfarrdienstes in Zusammenarbeit mit der Kirchenmusik.

Von Gott reden. Der ehemalige Präses der Synode der EKHN, Karl-Heinrich Schäfer, hat einmal in Abwandlung eines Wortes von Ernst Lange gesagt: »Kirche hat dafür zu sorgen, dass das Gerücht von Gott nicht aufhört«³. Recht hat er! Pfarrerinnen und Pfarrer reden zuallererst von Gott und erst dann von allem anderen. Gott ist die »Währung«, die sie einbringen.⁴ Dabei sprechen sie weniger über Gott als vielmehr von Gott, wie es Rudolf Bultmann einst formuliert hat⁵, als selbst von ihm angesprochene und berührte Zeuginnen und Zeugen.

Die Schrift auslegen. Pfarrerinnen und Pfarrer schließen die Schrift auf, machen sie bekannt, erklären sie, deuten sie, sehen sowohl in der Hebräischen Bibel wie im griechischen Neuen Testament ihr zentrales Handwerkszeug. Sie werden dafür bezahlt, dass sie die Schrift studieren, interpretieren und einbringen. Albrecht Grözinger und Alexander Deeg haben diese rabbinische Funktion des Pfarrdienstes unter dem Stichwort »Pastor legens«⁶ dargestellt. Auch das VELKD-Papier zur Ordination sieht in der Schriftauslegung die Kernkompetenz von Pfarrerinnen und Pfarrern.⁷ In höchst eindrücklicher Weise hat Klaus Haacker in seinen bibelwissenschaftlichen Arbeiten vorgeführt, auf welche Weise exegeti-

sche Arbeit in die Gottesbegegnung und von dort aus in den geistlichen Dienst führen kann.⁸

Die Theologie als reflektierte Rede von Gott, besser: als die Reflexion des Redens Gottes selbst⁹, ist daher nicht allein die akademische Voraussetzung des Pfarrberufes, sondern dessen konstitutive Grundlegung. Sie ist und bleibt die konstitutive ‚Berufswissenschaft‘ für Pfarrerinnen und Pfarrer¹⁰.

Auf Christus verweisen. »Ein Lehrer ist einer, der zeigt, was er liebt«¹¹, schreibt Fulbert Steffensky. Das erinnert an das doppelte »kommt und seht« in Joh 1. Die Jünger fragen nach der Herberge Jesu. Jesus antwortet: »Kommt und seht!« (V.39). Wie Jesus, so auch die Jünger: Philippus erzählt Nathanael, er habe den Messias gefunden und fordert ihn auf: »Komm und sieh es!« (V.46). Der Auftrag des apostolischen Amtes besteht darin, Menschen zu zeigen, was man selbst gefunden hat, besser: ihnen den zu zeigen, von dem man selbst gefunden worden ist (Lk 15,5), oder noch besser: von dem man selbst ergriffen ist, ohne es selbst bereits ganz er- bzw. begriffen zu haben (Phil 3,12).

Christus repräsentieren. Christus selbst vergegenwärtigt sich im apostolischen Dienst (2Kor 5,20), im Wort (Lk 10,16; 1Thess 2,13), im Sakrament – sofern nämlich das griechische Wort anamnesis in 1Kor 12,24 und Lk 22,19 vom aramäischen zakaron her nicht ‚Gedächtnis‘ im Sinne von bloßer ‚Erinnerung‘, sondern im Sinne von ‚Vergegenwärtigung‘ bedeutet¹² –, sowie in der Absolution, in der die Freisprechung von Sünde und Schuld nicht nur behauptet, sondern real und performativ vollzogen wird (Joh 20,23).¹³ Subjekt des Pfarrdienstes ist und bleibt der auferstandene Jesus Christus selbst in seinem Wort und in der Kraft seines Geistes.

Zweite Priorität: Etwas wollen: Menschen gewinnen - Missionarische Kompetenz

Der ehemalige rheinische Präses Peter Beier äußerte einmal im Rahmen eines Pfarrkonventes einen gleichermaßen schlichten wie genialen Satz: »All euer Dienst beginnt mit: Da ging einer von Galiläa nach Jerusalem.« Es geht im Glauben und im Pfarrdienst immer zuerst um Ihn! Er soll

durch das Predigtamt (Röm 10,14-17; CA 5 und CA 14) der Welt bekannt gemacht werden (Mt 28,16-20; Phil 1,18). In »keinem anderen Namen ist Heil« (Apg 4,12). Seine Gnade soll ausgerichtet werden »an alles Volk« (Barmen 6). Auf dem Hintergrund der Tatsache, dass die meisten antiken Religionen als sogenannte ‚Mysterienkulte‘ geheim waren, kann Jesus von Nazareth in gewisser Weise – wenn ich das so sagen darf – als ‚Begründer geistlicher Werbung‘ gelten, wie Mt 10,27 belegt: »Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird ins Ohr, das predigt von den Dächern.« Mission ist das begeisterte Weitererzählen von etwas, was uns sehr wichtig ist. Mission heißt, auf Ihn zu verweisen (Joh 1,46), Ihn vor Augen zu malen (Gal 3,1), Ihn zu verkündigen (1Kor 1,23), auch und vor allem in Kontexten, in denen Er nicht oder nicht mehr bekannt ist (Phil 1,18).

Ich erinnere an dieser Stelle daran, dass sich spätestens seit der EKD-Synode 1999 eine neue Einstellung zur missionarischen Frage entwickelt hat, jenseits alter und bisweilen verhärteter Fronten unterschiedlicher geistlicher Lager.¹⁴

Pfarrerinnen und Pfarrer in postmoderner Zeit müssen sich darauf einstellen, dass es durch ihren Dienst zunehmend zu einer missionarischen ‚Erstbegegnung‘ mit dem Evangelium kommt und kommen muss, nicht nur in den östlichen Bundesländern und auch nicht nur im städtischen Bereich. Und sie sollten solche Erstbegegnungen mit hoher Priorität arrangieren, denn immerhin sind in den letzten 30 Jahren über 5,2 Millionen Menschen aus der Kirche ausgetreten.¹⁵

Hier bietet der Traditionsabbruch paradoxerweise neue Chancen: Die immer größer werdende Unkenntnis biblischer Traditionen erhöht nämlich automatisch den Innovationsgrad christlicher Verkündigung. Und da kaum noch Vorhandenes auch keine Verschleißeffekte mehr zeigt, könnte Christliches schon bald die ganz neue Attraktivität des (wieder) Fremden entfalten. Missionarische Kompetenz heißt daher ganz nüchtern verstanden auch kreativ-visionäre Kompetenz. Der Pfarrdienst muss etwas anzubieten haben und etwas anbieten wollen. Dazu bedarf es des Unternehmerteibes, der Kreativität und der Fantasie. Der Pfarrdienst der Zukunft muss kreative Energie in neue Möglichkeiten missionarischer Erstverkündigung investieren mit dem Ziel »möglichst viele« zu »gewinnen« (1Kor 9,19). Oder aber wir würden in Ergänzung des Pfarrdienstes das urchristliche Amt des »Evangelisten« (Eph

4,11) wiederentdecken, aber das ist eine andere Frage.¹⁶

Dritte Priorität: Etwas wahrnehmen: Menschen begleiten - Seelsorgliche Kompetenz

Laut letzter EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung genießen kirchliche Kasualien nach wie vor eine hohe gesellschaftliche Akzeptanz. Der Pfarrdienst sollte das Zugleich von seelsorglicher Begleitung und missionarischer Gelegenheit¹⁷ neu reflektieren. Wenn, nach dem klassischen Diktum, Helmut Tackes »Glaubenshilfe als Lebenshilfe«¹⁸ aufzufassen ist, dann wirkt sich die missionarische Förderung des Glaubens immer auch seelsorglich aus. Francois Vouga und Martin Stiewe haben vor einiger Zeit die Relevanz des Evangeliums auf das alltägliche Leben exegetisch herausgearbeitet.¹⁹ Theologie hat eben nicht nur etwas zur Präimplantationsdiagnostik (Beginn des Lebens) und Euthanasie (Ende des Lebens) zu sagen, sondern ebenso zu der Zeit dazwischen, zum Leben eben. Kasualien sind somit hoch zu priorisieren. Sie verbinden Seelsorge, Mission und Lebenshilfe und lenken den Blick des Pfarrdienstes von seiner Fokussierung auf die sogenannte Kerngemeinde auf die gesamte Kirchengemeinde sowie die ganze Gesellschaft.

Vierte Priorität: Etwas zum Wachsen bringen: Kybernetische Kompetenz – oder: Gemeindeentwicklung nach dem Epheser4-Modell

Nach Eph 4,11f hat Gott nicht nur ein Amt zum Aufbau seiner Gemeinde eingesetzt, sondern viele: »Und er hat einige als Apostel eingesetzt, einige als Propheten, einige als Evangelisten, einige als Hirten und Lehrer, damit die Heiligen zugestärkt werden zum Werk des Dienstes. Dadurch soll der Leib Christi erbaut werden.«

Die spezifische Funktion der ‚Hauptamtlichen‘ besteht nach diesem Text eben nicht im Dienst an der Gemeinde im Sinne einer ‚Bedienung‘ oder ‚Versorgung‘, wie wir heute gerne nach dem Paradigma der Betreuungskirche sagen, sondern in der ‚Zurüstung‘ zu deren eigenem Dienst nach dem Paradigma einer Beteiligungskirche. Es geht um nichts weniger als um eine Kybernetik der Charismenaktivierung. Die Förderung der Gemeindeentwicklung resultiert aus der Bereitschaft des besonderen Amtes, katalysatorisch als Befähigungsdienst zu wirken. Pneumatische, also durch den Heiligen Geist getriebene Gemeindeentwicklung vollzieht sich in Sichtung, Aktivierung, Einsatz und Förderung der in einer konkre-

ten Gemeinde vorhandenen und aufspürbaren Charismen, wirksamer Gaben, Talente und Fähigkeiten. Sie sollen nicht vergraben, sie sollen vermehrt werden, wie Jesu Gleichnis von den anvertrauten Pfunden unmissverständlich vor Augen führt (Mt 25,14-30; Lk 19,11-27). Aktivierende, motivierende und unterstützende Professionalität im Umgang mit Ehrenamtlichen und Mitarbeitenden gehört daher – neben der oben skizzierten theologischen Kompetenz im engeren Sinne – zu den vordringlichsten Aufgaben des Pfarrdienstes.²⁰

Einige Beispiele:

– Der Pfarrer hält den Kindergottesdienst nicht selber, sondern schult und unterstützt ein Kindergottesdienstteam.

– Die Pfarrerin hält nicht die gesamte Liturgie selber, sondern bildet Lektorinnen und Lektoren aus, die dann ihrerseits eigene liturgische Texte einbringen. Dasselbe gilt für Fürbittengruppen und Segnungsteams.

– Pfarrerin oder Pfarrer führen nicht mehr hunderte von Geburtstagsbesuchen durch, sondern bauen einen Besuchsdienstkreis auf, den sie ‚zurüsten‘. Sie besuchen nicht jeden selbst, sie sorgen aber dafür, dass jeder besucht wird.

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren.²¹ Der Grundgedanke ist immer der gleiche: Pfarrfrauen und Pfarrer machen nicht alles selber, sondern bemühen sich a) um die Multiplikation ihrer theologischen Kompetenz und b) um die Einbeziehung von Kompetenzen anderer in das Gemeindeleben. Dabei werden Ehrenamtliche nicht als ‚Helferinnen‘ und ‚Helfer‘ der Hauptamtlichen aufgefasst, sondern in ihrer eigenen Kompetenz oder Professionalität wahr- und ernst genommen. Genau genommen benötigen wir eine Art ‚professionelles Ehrenamt‘: dem Arzt, der sich an einer Predigtreihe über die Heilungswunder Jesu beteiligt, die Lebensberaterin, die Pubertäts-erziehungsseminare für Konfirmandeneltern anbietet oder den Journalisten, der den Gemeindebrief in Form bringt.

Ist diese Dynamik von der Gemeindeleitung gewollt und kommt sie in Gang, wird genau dies bewirken, dass »der Leib wächst und sich selbst aufbaut in der Liebe« (Eph 4,16).

Der Pfarrdienst, und das sei hier nochmals herausgestellt, wird somit künftig der Suche, Gewinn-

nung, Schulung und Begleitung von Mitarbeitenden eine hohe Priorität einräumen müssen.²²

Für diesen Ansatz lassen sich neben Eph 4,11f zahlreiche weitere biblische Belege finden:

– In Ex 18 multipliziert Mose seine Arbeitskraft, indem er 70 Älteste einsetzt und mit Verantwortung betraut.

– Jesus selbst hat nach dreijähriger ‚Ausbildungszeit‘ seine Jünger verlassen. Die Himmelfahrtserzählungen (Lk 24,50-52; Apg 1,9-11) realisieren narrativ, was er in Lk 10,1-6 explizit angekündigt hatte, nämlich, dass sie das Gleiche tun werden, wie er selbst. Der Missionsleiter delegiert seine Mission an seine Schüler und begibt sich selbst in die ‚Hintergrundregie‘.

– Hinzuweisen ist auch auf Apg 8,26ff. Hier führt der Seelsorger nicht in die Bindung an sich selbst. Nachdem er den Äthiopier unterwiesen und getauft hat, verschwindet er, der geistliche Vater, Lehrer, Missionar und Pastor Philippus. Der Täufling hat sich nicht mit ihm verbunden, sondern mit dem, der die Wahrheit ist. Jesus ist der eigentliche Hirte des neugewordenen Kämmerers, nicht sein Täufer. Zwar delegiert Philippus hier nicht, gleichwohl aber wird deutlich: Der ‚Amtsinhaber‘ verbindet Menschen geistlich mit Christus und nicht mit sich selbst.

Ich plädiere also dafür, dass die katalysatorisch-multiplikatorische Funktion nach Eph 4,11f konstitutiver Bestandteil des künftigen Pfarrdienstes wird.

Fünfte Priorität: Etwas erwarten: Geistliche Kompetenz

Schließlich ist das Gebet in allen seinen Dimensionen wiederzuentdecken einschließlich der lebendigen Erwartung konkreter Reaktionen Gottes. Michael Herbst hat darauf hingewiesen, dass sich die Intensität derartiger Erwartungen unter anderem am geistlichen Leben in der Sakristei ablesen lässt. Herbst plädiert für den Aufbau einer »Sakristeiseelsorge«. Lasst uns erwarten, dass unsere »Predigt Wirkungen hat«, die sich in Seelsorge, Beichte, Segnung etc. manifestieren könnten, möglicherweise sofort im Anschluss an den Gottesdienst.²³ Und dann sollten wir nicht mit Kaffeetrinken oder Small Talk beschäftigt sein, sondern mit einem Seelsorgeteam in der Sakristei bereitstehen...

Taizegebete, Thomasmessen und Salbungs- bzw. Segnungsgottesdienste belegen ein neues Interesse an geistlicher Erfahrung, wohl auch deshalb, weil Glaube im abstrakten Behauptungsmodus nicht mehr lange existieren kann.

Subjekt allen geistlichen Dienstes ist Gott im auf-erstandenen Christus durch den Heiligen Geist. Sein Handeln durch uns dürfen und sollten wir erbitten und erwarten:

»...siehe ich bin bei Euch...« (Mt 28)

»...wenn der Herr nicht das Haus baut...« (Ps 127,1)

»Er gibt das das Gedeihen« (1Kor 3,6-9).

Je mehr wir unseren Dienst aus dieser Perspektive versehen, desto stärker werden wir übrigens

auch vor einem zunehmend in Mode kommenden ‚machbarkeitslastigen‘ Kirchenverständnis geschützt sein, vor dem Jörg Halbe zu Recht warnt.²⁴ Das Pfarrbild der EKKW bringt diesen Aspekt folgendermaßen zur Sprache: Allem Handeln des Pfarrers oder der Pfarrerin »ist immer schon das Empfangen vorausgegangen«²⁵.

Es ist das Vertrauen auf den im geistlichen Dienst handelnden Christus, das den Pfarrdienst vor Überforderung, vor Frustration sowie der Versuchung der Machbarkeit schützt.

Weitere Anforderungen im Prioritätenbereich ließen sich benennen, aber Vollständigkeit ist im Rahmen eines kurzen Vortrages nicht erreichbar. Daher möchte ich nun unseren Blick auf die Frage nach Posterioritäten des Pfarrdienstes richten.

II. Posterioritäten des Pfarrdienstes

1. Die Kunst des Zeitmanagements

Die unregelmäßige Arbeitszeit des Pfarrdienstes wird häufig zugleich als Chance und als Last erlebt. Ihre Chance besteht darin, sehr frei arbeiten zu können und relativ große Gestaltungsspielräume zu haben. Ihre Last besteht darin, dass sowohl die Gemeinde als auch die Gemeindeleitung immer nur ein Bruchstück der von Pfarrerinnen und Pfarrern geleisteten Dienste vor Augen hat. Die Vorbereitungszeiten sind meist gar nicht sichtbar. Dieses Los teilt der Pfarrberuf mit dem Lehrerberuf. Die Folge ist ein relativ undisziplinierter Zugriff vieler Einzelner auf die Pfarrpersonen und eine zu große Erwartungssumme an deren Kapazität. Die Lösung besteht aus meiner Sicht in der Visualisierung der Wochenarbeitszeit mittels eines einfachen Stundenplans, der die Präsenz der Pfarrpersonen auf Veranstaltungen inklusive der benötigten Vorbereitungszeiten ausweist. Hinzu kommen die privaten Zeitblöcke für Familie und Erholung. Anhand eines solchen Wochenplans können die dienstlichen Prioritäten mit der Gemeindeleitung besprochen und vereinbart werden. Vor allem: Soll etwas hinzukommen, ist es unerlässlich, sich darüber zu verständigen, was dafür künftig entfällt. Ein Maßstab dafür könnten die benannten Prioritäten sein.

2. Konzentration auf die Prioritäten und Arbeitsteilung

Gottesdienst, Kasualien, Seelsorge und Beteiligung an der Gemeindeleitung gehören sicherlich zu den Prioritäten des Pfarrdienstes. Kirchdachrenovierung, Bauleitung, Organisation von Gemeindefesten und das Erstellen von Gemeindebriefen sicherlich nicht.

Das oben skizzierte Eph4-Modell der Charismenkoordination gilt nicht nur für die Mitarbeitenden, es gilt auch für die Pfarrpersonen untereinander. Wer kann eigentlich was besonders gut, was gut, was weniger gut und was gar nicht? In der Unternehmensberatung gilt die Regel: 80 % unseres Einsatzes generieren 20 % unserer Wirkung und 20 % unseres Einsatzes generieren 80 % unserer Wirkung. Reduzieren wir also unser Engagement in denjenigen Handlungsfeldern, zu denen uns die Kompetenz fehlt, und verstärken wir unseren Einsatz auf Gebieten, auf denen wir gut sind! Es ist besser, die eigenen Konfirmandinnen und Konfirmanden der didaktisch begabteren Kollegin anzuvertrauen, als sie durch eigene Unfähigkeit ein Leben lang für den Glauben zu immunisieren. Predigerinnen und Prediger sollen predigen, Seelsorgerinnen und Seelsorger sollen seelsorgen und Unterrichtende sollen unterrichten, »ein jeder und eine jede mit der Gabe, die er oder sie empfangen hat« (1Petr 4,10).

Gelingt eine funktionale Arbeitsteilung innerhalb von Pfarrerteams in peripheren Räumen innerhalb einer Region, wäre der Effekt ein doppelter: Durch mangelnde Fähigkeiten verursachte Frustrationen würden reduziert, der durch die Konzentration auf echte Kompetenzen generierte Ertrag würde erheblich erhöht. Ich bin überzeugt: In dem Maße, indem der Pfarrdienst sich seiner fruchtlosen Aktivitäten entledigt, gewinnt er neue Kapazitäten und neue Ausstrahlung für seine geistliche Aufgaben.

3. Reduktion der Gemeindehauspräsenz

Zum Schluss sei noch auf einen Vorschlag hingewiesen, der sich im Perspektivpapier der EKHN findet. Hier wird für eine Reduktion der Präsenz von Pfarrerinnen und Pfarrern in den Gemeindehäusern plädiert. Gemeindehäuser sollen wieder werden, was sie einmal waren, nämlich Orte der Selbstorganisation des Allgemeinen Priestertums. Pfarrerinnen und Pfarrer sind demgegenüber öffentlich zuständig für die gesamte Gemeinde. Sie sind keine Entertainer der sogenannten Kerngemeinde oder des Vereinslebens einzelner Gruppen.²⁶ Und in der Tat, arbeitsökonomisch betrachtet bedienen nicht wenige Pfarrerinnen und Pfarrer im Laufe der Woche in beträchtlichem Umfang immer wieder denselben kleinen Personenkreis und befördern damit die von Christian Grethlein beklagte ‚Verkirchlichung‘, besser ‚Verkerngemeindlichung‘ des Pfarramtes, ein Phänomen, das Manfred Fischer schon vor vielen Jahren in eine Provokation gefasst hat:²⁷

»Eine Kirche hatte hundert Schafe. Neunundneunzig hat sie verloren inzwischen. Sie haben sich verlaufen – irgendwohin. Sie ließ aber das eine nicht zurück in der Wüste, wie Jesus erzählt, um die verlorenen zu suchen. Sie blieb und hütete das eine. Und niemand freute sich mit ihr.«

Eine Faustregel für das Verhältnis von Pfarrdienst und Gemeindekreisen könnte sein:

a) Der Pfarrdienst ist für Gruppen und Kreise im Gemeindehaus zuständig, sofern diese sich mit theologischen oder geistlichen Fragen befassen, für die sie die Fachkompetenz des Pfarrers oder der Pfarrerin benötigen. Zeigt die Seniorenkreisleiterin ihre Urlaubsdias, stellt die Abwesenheit der Pfarrperson nicht wirklich einen Mangel dar.

b) Der Pfarrdienst ist für Gruppen und Kreise im Gemeindehaus dann zuständig, sofern diese sich im Sinne des Eph4-Modells »zurüsten« lassen wollen für eigene geistliche Dienste: der Besuchsdienstkreis, sofern er eine Gesprächsschulung benötigt, der Fürbittkreis, sofern er sich in das Gottesdienstbuch einführen lassen will, oder das Kindergottesdienstteam, sofern es biblisch-theologische oder religionspädagogische Hilfestellungen benötigt.

Pfarrerinnen und Pfarrer arbeiten theologisch, geistlich und katalysatorisch. Sie kümmern sich um Gruppen und Kreise, sofern diese nicht nur für sich selbst da sind, sondern für den multiplikativen Dienst in und an der Gesamtgemeinde einschließlich der Verbreitung des Glaubens und der daraus resultierenden Gewinnung neuer Gemeindemitglieder. Die Organisation von evangelischem Vereinsleben sollte aus der Selbstorganisation des Allgemeinen Priestertums heraus erfolgen und künftig eher zu den Posterioritäten des Pfarrdienstes gehören. Dadurch würde sich innerhalb der vielfältigen pfarramtlichen Tätigkeiten der zeitliche Nettoanteil des pastoralen Dienstes deutlich erhöhen. Missionarisch erforderlich ist, dass die immer weniger werdenden Evangelischen immer multiplikativer werden. Diese kybernetische Dynamik zu befördern scheint mir die vordringlichste Aufgabe des künftigen Pfarrdienstes zu sein, gerade auch in peripheren Räumen.

Anmerkungen:

¹ Überblick in: Nikolaus Schneider / Volker A. Lehnert: *Berufen wozu? Zur gegenwärtigen Pfarrbilddiskussion in der Evangelischen Kirche, Neukirchen-Vluyn 2011.*

² Das Folgende nach: Schneider / Lehnert, aaO, 79ff.

³ Auf der Landessynode im April 2008, vgl. www.ekhn.de.

⁴ Christine Behler: *Welche Aufgaben soll die Kirche in Zukunft erfüllen? Lernort Gemeinde 22 (2004), 40.*

⁵ Rudolf Bultmann: *Welchen Sinn hat es, von Gott zu reden? 1925, in: Glauben und Verstehen Bd. I, 26ff.*

⁶ Alexander Deeg: *Pastor legens. Das Rabbinat als Impulsgeber für ein Leitbild evangelischen Pfarramts, PTh 93 (2204) 411ff;* Albrecht Grözinger: *Das Amt der Erinnerung – Überlegungen zum künftigen Profil des Berufs der Pfarrerinnen und Pfarrer, in: ders., Die Kirche – Ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh 1998, 134ff.*

⁷ »Ordnungsgemäß berufen«. Eine Empfehlung der Bischofskonferenz der VELKD zur Berufung zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung nach evangelischem Verständnis, Texte aus der VELKD 136, Hannover 2006, 13.

⁸ Vgl. Volker A. Lehnert: Exegetisch Gott begegnen. Historisch-vertrauende Exegese bei Klaus Haacker, in: Logos – Logik – Lyrik. Engagierte exegetische Studien zum biblischen Reden Gottes, ABG 27, Leipzig 2007, 389ff.

⁹ Zu den Konsequenzen für die Predigtpraxis vgl. Volker A. Lehnert: Kein Blatt vor'm Mund. Frei predigen lernen in sieben Schritten, Kleine praktische Homiletik, Neukirchen-Vluyn 2010.

¹⁰ Vgl. hierzu Christian Grethlein: Pfarrer – ein theologischer Beruf!, Frankfurt 2009, 25.104ff; und Isolde Karle: Wozu Pfarrerrinnen und Pfarrer, wenn doch alle Priester sind? Zur Professionalität des Pfarrberufs, DtPfBl 1 (2009) 8.

¹¹ Fulbert Steffensky: Gott loben, das Recht ehren, Gesicht zeigen. Das Wesen und die zentralen Aufgaben der Kirche, PTh 92 (2003) 358.

¹² Vgl. Ferdinand Hahn: Art. Abendmahl I., RGG 4. Aufl., Bd. 1, 12; und Karl Heinz Bartels / Eckhard Schnabel: Art. Gedenken, in: ThBLNT, Neubearb. Aufl. 2005, 661-667. Erstaunlicherweise reduziert das Ordinationspapier der VELKD diesen Aspekt des Pfarramtes außerordentlich.

¹³ Zur evangelischen Beichte vgl. Reiner Braun: Vergebung baut auf. Plädoyer für evangelische Formen des Umgangs mit Schuld, ThBeitr 39 (2008) 176ff.

¹⁴ Vgl. Ermutigung zur Mission. Ein Lesebuch zum Schwerpunktthema der EKD-Synode 1999; Das Evangelium unter die Leute bringen. Zum missionarischen Dienst der Kirche in unserem Land, EKD-Texte 68, Hannover 2000.

¹⁵ Peter Höhmann / Volker Krech: Die vierte Mitgliedschaftsuntersuchung. Alles wie gehabt?, Praktische Theologie 39 (2004) 3.

¹⁶ Vgl. hierzu Tobias Sarx: Kirche in ländlichen Regionen - Kirchengeschichtliche Impulse für ein aktuelles Thema, in: »Auf dem Land daheim« – Dokumentation der 1. Land-Kirchen-Konferenz der EKD vom 14. bis 16. Juni in Gotha, hg. vom Kirchenamt der EKD, 2011, 22f.

¹⁷ Überblick bei Christian Grethlein: Grundinformation Kasualien. Kommunikation des Evangeliums an Übergängen des Lebens, Göttingen 2007, 15-98.

¹⁸ Helmut Tacke: Glaubenshilfe als Lebenshilfe. Probleme und Chancen heutiger Seelsorge, Neukirchen-Vluyn, 1979.

¹⁹ Martin Stiewe / Francois Vouga: Das Evangelium im alltäglichen Leben. Beiträge zum ethischen Gespräch, NET 11, Tübingen, Basel 2005.

²⁰ Vgl. Bernhard Petry: Wie wir uns denken, so schallt es heraus. Pastorale Selbstbilder und die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen, PTh 91 (2002/3) 95ff; Klaus Haacker: Charisma und Amt. Biblische Vorgaben für die aktuelle Diskussion, in: ders. (Hg.), Mit Geist beschenkt, Witten 1983, 9ff; Klaus Douglass: Die neue Reformation. 96 Thesen zur Zukunft der Kirche, Stuttgart 2001, 112ff; Schneider / Lehnert, aaO, 55ff., 96ff.

²¹ Weitere Beispiele aus der Praxis in: Schneider / Lehnert, aaO, 97ff.

²² Die Synode der EKIR hat 2012 dieses Eph4-Modell unter dem Stichwort »Empowerment« zum konstitutiven Paradigma für alle kirchlichen Berufe erhoben, LS 2012, Beschluss 32; vgl. Kirchliche Personalplanung. Handreichung zur Entwicklung eines Rahmenkonzeptes für Personalplanung auf Kirchenkreisebene nach Art. 95 Absatz 3 Kirchenordnung. Modelle - Konzepte - Empfehlungen, Düsseldorf 2013, S. 28ff.

²³ Michael Herbst, Mit Vollmacht predigen, ThBeitr 30 (1999) 72f.

²⁴ Jörg Halbe, Das Elend im Pfarrberuf heute. Lage und Lösungswege, DtPfrBl 4 (2008) 194f.

²⁵ Das Amt des Pfarrers und der Pfarrerin in der modernen Gesellschaft. Eine Studie der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Didaskalia 53, Neuausgabe Kassel 2004, 23.

²⁶ Perspektiven des Pfarrberufs. Ein Diskussionspapier zur Konsultation in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau im Auftrag der Kirchenleitung, These 4, Darmstadt 2005, 43; vgl. Karl-Wilhelm Dahm: Frust und Lust im heutigen Pfarrberuf, 236.

²⁷ Manfred Fischer: So stabil ist die Kirche, ferment 10 (1982) 14f.

Leine-Solling – Ein innovativer Kirchenkreis im ländlichen Raum Süd-Niedersachsens

Von Heinz Behrends

2001 fusionierten die Kirchenkreise Einbeck, Northeim und Uslar zum Ev.-luth. Kirchenkreis Leine-Solling. Unser Kirchenkreis hat eine Ausdehnung von ca. 60 km (Ost-West) und 55 km (Nord-Süd). Er ist in der Fläche mit dem Landkreis Northeim in etwa deckungsgleich, liegt im Harzvorland zwischen Leine und Weser rund um die Berge des Solling und ist ländlich strukturiert.

Derzeit leben etwa 64.500 Gemeindeglieder in 34 Kirchengemeinden und 9 Kapellengemeinden in 8 Regionen. 34 Pastorinnen und Pastoren betreuen die Gemeinden seelsorgerlich, 5 Kirchenkreisjugendwarte kümmern sich um Kinder und Jugendliche. Drei A-Kirchenmusiker und ein Popularmusiker sorgen professionell für das Gotteslob, die Stelle einer Kinderkantorenin wird in 2014 besetzt. Das Diakonische Werk ist mit 3 Geschäftsstellen in der Region bei 15 Mitarbeitenden vor Ort. 19 Kitas mit 250 Beschäftigten halten 1.350 Plätze vor. 35 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erledigen im Kirchenkreisamt Northeim den Service für den Kirchenkreis. 3.149 Ehrenamtliche, davon 2.271 Frauen arbeiten freiwillig aktiv und mitgestaltend in Leine-Solling.

Der demografische Wandel trifft den Kirchenkreis ebenso wie andere Regionen im südniedersächsischen Raum besonders stark und fordert zu neuen Formen der Kooperation unter den Gemeinden heraus. Die Zahl der Gemeindeglieder sank im Zeitraum von 12 Jahren um mehr als 13.000, besonders dramatisch in den letzten drei Jahren (-4,5 %). Bei 140.000 Bürgern im Landkreis beträgt der Anteil der Evangelischen an der Gesamtbevölkerung etwa 46 %.

Die Kirchenkreisgremien sind seit vielen Jahren bestrebt, innovatives und zukunftsorientiertes Handeln zu fördern. Intensiv wurde an einer Veränderung der Organisations-Strukturen der Gemeinden gearbeitet. Große Gemeindeverbände und Einheitsgemeinden sind entstanden, während andere ihre Eigenständigkeit betonen. Seit dem Jahr 2005 begleitet uns das Leitbild »Gott loben – Menschen bilden – Missionarische Kirche sein«. Daraus haben wir 9 Handlungsfelder entwickelt:

1. Verbindliche Zusammenarbeit von Nachbargemeinden (Regionalisierung)

Ziel ist die Bildung von Gesamt-Verbänden und AG's. So gelang in den vergangenen Jahren eine Reduzierung der Körperschaften öffentlichen Rechts von 98 auf 43.

Der Entschluss zur Fusion wird bonifiziert.

Die Region ist Planungsebene und Arbeitsebene für die beruflich Tätigen. Die Arbeitsplatzbeschreibungen werden vom Superintendent gemeinsam mit den regionalen Pfarrämtern erstellt.

Jede Region findet ihr eigenes Tempo.

2. Pflege der Mitarbeiterschaft

Zu den Instrumenten gehören: eine gute Ausstattung von Pfarrwohnungen, Hilfen bei der Stellensuche von Ehe-Partnern, Förderung von Fortbildung mittels Kirchenkreis-Fonds, eine Springerstelle im Stellenplan für Vertretungen in Elternzeit, bei Krankheit, Langzeitfortbildung, ordentliches Essen bei Konferenzen, jährlich eine 4-Tages-Klausur im Kloster für Pastoren, Diakone, Musiker und Sozialarbeiter.

3. Freiwilligenarbeit (Ehrenamtlichkeit)

Ausgerichtet am Holländischen Modell: 6 Monate Probezeit, 3 Kategorien: Helfende Dienste - inhaltliche Arbeit - Leitung, zeitlich begrenzter Kontrakt, ein Trio als Steuerungsgruppe.

4. Förderung von Projekten in Regionen

Über inhaltliche Zusammenarbeit wird Nachbarschaft entdeckt – Finanzierung durch Kirchenkreis, Leitung mit einem externen Organisationsentwickler (Prof. Herbert Asselmeyer, Universität Hildesheim)

5. Gebäudemanagement

Nach dem Maulbronner Mandat (www.kirchbautag.de): Gebäude aufgeben von außen nach innen (alles, was für den Verkündigungsdienst nicht gebraucht wird bzw. keine Rendite einbringt, wird verkauft).

Kirchen werden erhalten (Eigennutzung vor Fremdnutzung / Ruinierung vor Verkauf).

Eine Stelle für Kirchenpädagogik erschließt Kirchenräume mit allen Sinnen für alle Generationen.

6. Integrierte Stellenplan-, Finanz- und Bauplanung

Pfarrhaus-Konzept »Mehr Gesichter als Steine«: 14 Pfarrhäuser bleiben erhalten und werden gut ausgestattet. Die restlichen: Keine Residenz erhalten, aber Präsenzpflicht in der Region. Anmietung je nach persönlicher Situation der Pfarrfamilie. (Einspareffekt durch nicht mehr aufzubringende Sanierungsmittel: 1 Mill Euro in 4 Jahren.) Langfristige Planung für 10 Jahre – Ko-Finanzierung durch Sponsoren.

12 Stiftungen seit 2002 gegründet mit einem Volumen von 4,0 Mill €.

7. Kindertagesstätten-Verband

Der Verband ermöglicht es, als ein ernstzunehmendes Gegenüber der Kommunen zu handeln. Pädagogische und kaufmännische Leitung sind getrennt. Die Kirchengemeinden

kümmern sich um Inhalte, nicht um Administration.

12 Kitas haben sich dem Verband angeschlossen, 7 bleiben eigenständig.

8. Jugendarbeit

Keine flächendeckende Jugendarbeit, sondern konzentriert in drei Jugend-Kirchen.

9. Visitation

Visitation als Instrument der Beratung, Steuerung der Umsetzung von Parlamentsbeschlüssen und Wertschätzung der Mitarbeitenden.

Innovation macht Spaß

Voraussetzungen: Weiträumige Planung, Beteiligung und Kommunizierung unpopulärer, zukunftsweisender Entscheidungen. Motivation der Mitarbeitenden. Führung mit Konfliktbereitschaft und Delegationsfähigkeit. Präsenz und Dialog mit Vertretern von Kommunen, Verbänden und Vereinen.

Angstfreie Freude an der Zukunft. Die Botschaft von Jesus ist an Zukunft interessiert. 

Der Wandel ist Programm

Von Karl-Otto Scholz

Dass der Kirchenkreis Leine-Solling aus ursprünglich drei Kirchenkreisen fusioniert wurde, sieht man ihm bei eingehender Betrachtung in seiner Vielgestaltigkeit an. Die Nähe zur Universitätsstadt Göttingen und seine drei Mittelzentren Northeim, Einbeck und Uslar täuschen darüber hinweg, was er tatsächlich ist – ein ländlich geprägter Kirchenkreis in einem Schwebestadium zwischen urbanem Getriebe und idyllischer Einsamkeit. Genau darin bietet er seinen Reiz für die Menschen, die eben solches Ambiente für sich und ihre Familien suchen. Die Kleinteiligkeit des südniedersächsischen Raumes findet man womöglich auch woanders in Deutschland wieder, die Herausforderungen für die Kirchengemeinden sind vergleichbar, und dennoch hat der Kirchenkreis Leine-Solling besondere Lösungen für seine Probleme gefunden, wohl auch weil er den Wandel hin zu einem innovativen Kirchenkreis zum Programm erhob.

Die Teilnehmer/innen der 2. Land-Kirchenkonferenz besuchten am zweiten Tag in sieben Exkursionen die Brennpunkte des Wandels im Kirchenkreis, ließen sich Problemlagen und Lösungsansätze von kundigen Gemeindevertretern erläutern und reflektierten auf diesem Hintergrund die eigene Praxis.

»Loben zieht nach oben« – Missionarischer Gemeindeaufbau auf dem Lande

Fern der Milieus, in denen missionarischer Gemeindeaufbau sonst zu Hause ist, verhalf die Ortspastorin von Langenholtensen zusammen mit den leitenden Personen der Gemeinde zu einem geistlichen Klima, das Menschen ermutigte, Wege zu einem persönlich vertieften Glauben zu beschreiten. Der Gottesdienst wurde als Herz des Gemeindelebens definiert und durch liebevolle Gestaltung auch für Kirchenferne attraktiv. Mitarbeitende partizipieren nun am Verkündigungsauftrag und gestalten etwa 20 Gottesdienste im Jahr auch ohne Pastorin (»Andachtaktiv«). Flankierende Maßnahmen ermöglichen besonders Familien mit Kindern die Teilnahme an der sonntäglichen Feier. Das Ergebnis kann sich sehen lassen: der Kirchbesuch verdoppelte sich von 50 auf 110. In Musicals wird die bibelorientierte Arbeit der Kirchengemeinde in ihrer Erlebnisdimension vertieft. Kinder und Jugendliche singen, spielen und tanzen biblische Geschichten. Das hat enorme Breitenwirkung.

»Forum Kinderarmut« – Diakonische Initiative auf dem Land

In Uslar, einem Industriestädtchen im Solling, sah man sich durch soziale Brennpunktbildung herausgefordert. Weil die Mieten gering sind, ziehen immer mehr ärmere Familien, auch mit Migrationshintergrund, zu. Die diakonische Idee der Kirchengemeinde, einen Second-Hand-Laden (Name »Jacke wie Hose«) mitten in der Einkaufsmeile der Kleinstadt zu platzieren, stieß auf durchweg positives Echo. Selbst der ortsansässige Handel unterstützt das Sozialprojekt mit Mobiliar und Inventar. Die Kleidung wird von Ehrenamtlichen günstig an jeden, der will, abgegeben. Zu den Kunden gehören auch Uslar ohne Armutshintergrund. Das eingenommene Geld kommt der Arbeit mit armen Kindern zugute. Das »Forum Kinderarmut« steuert die Maßnahmen in den beteiligten Verbänden und Gruppen und erlangte Anerkennung bis hinein in den Bundestag.

»Gegensätze ziehen an oder stoßen ab« – Sechs Gemeinden in spannendem Fusionsprozess

Dassel, Markoldendorf und Sievershausen fusionierten zur »Emmaus-Gemeinde« und entwickelten ein gemeinsames Gebäudenutzungskonzept mit halbiertem Flächenbestand. Die Kapelle Reliehausen wurde entwidmet und verkauft. In Sievershausen baute man die Gemeinderäume in die Kirche ein, ein Beispiel, das in anderen Gemeinden des Kirchenkreises nachgeahmt wird (bzw. Moringen). Der demografische Wandel ist spürbar: die Seelsorger arbeiten mit hohem persönlichen Einsatz an Alten und wirtschaftlich Schwachen, werben für zeitgemäße Verkündigungsformen auch fern einer Kanzel (Gottesdienst am ungewöhnlichen Ort). Diakonia und Kerygma gehen in der Emmaus-Gemeinde Hand in Hand.

Lüthorst und Lauenberg schlossen sich der Fusion nicht an, obwohl sie mit Emmaus-Dassel unter dem Dach eines Pfarramtes seelsorgerlich verbunden sind und Konfirmandenarbeit und Öffentlichkeitsarbeit gemeinsam gestalten. Man mochte sich von der Eigenverantwortung für Kapital, Grundstücke und Gebäude nicht verabschieden. Gemeindefusion aus Not, zum Selbstzweck oder aus theologischer und kybernetischer Überzeugung – dieser Dissens wird in den Gemeinden am

Solling ausgetragen und in Lernerfahrungen produktiv gemacht.

»McKinsey auf dem Land« – Regionale Profilbildung ohne Strukturveränderung unter Begleitung eines Organisationsentwicklers

In Iber-Odagsen, Stöckheim und Salzderhelden, den »Leinetal-Gemeinden«, betreibt man schon lange regionale Kooperation. Überparochial organisierte Seelsorgezeiten der Pastoren, regionale Gottesdienste und Feste, gemeinsame Besuchs-seelsorge und Öffentlichkeitsarbeit wurden erprobt und optimiert. Der Gemeindebrief wird von einem Team von zehn mehrheitlich ehrenamtlichen Redakteurinnen und Redakteuren professionell erstellt und spiegelt im Bildteil die Vielfalt der Gemeindegruppen und Veranstaltungsformen wider.

Unter Begleitung eines Organisationsentwicklers wagte ein Team aus Pastoren und Ehrenamtlichen nach fundierter sozialwissenschaftlicher Analyse das Experiment »Kirche im Aufbruch«. In jedem Dorf führte man »Sandkasten-Gespräche« mit Netzwerkern und kommunalen Funktionsträgern, um die Bedürfnislage der Menschen zu ermitteln. Die Ergebnisse wurden vor Bischöfin und Kirchentag präsentiert und mündeten später in ein Kirchenkabarett-Projekt, welches »über die Dörfer« zog. In den Beiträgen der Kabarettgruppe spiegelte sich die Glaubenswirklichkeit der Menschen und ihre Sehnsucht nach authentischer Kirche, es vermittelte ihnen das Gefühl, dass Kirche sie selbst im kleinsten Dorf besuchen kommt.

»Eheglück seit drei Jahren« – Fusionierte ländliche Kirchengemeinden gemeinsam unterwegs

Moringen und Fredelsloh sind Kirchengemeinden mit langer Tradition und Lokalkolorit. In Moringen findet man heute eine große psychiatrische Einrichtung, in Fredelsloh das Gewerbe der Töpferei und mannigfaltiges Kunstschaffen. Man wagte die Fusion zur Trinitatis-Gemeinde Leine-Weper, um ein Zeichen gegen die überbordende Arbeitsbelastung der pastoralen Personen und die

Vereinzelung der Dörfer und Kapellen ringsum zu setzen. Gleichzeitig mit den gottesdienstlichen Angebotsstrukturen wurden auch die Entscheidungsgremien verschlankt.

In einer Gegenbewegung zur Rationalisierung von Personalressourcen und flexiblem Facility-Management profilierte man die Angebote der fusionierten Kirchengemeinde. In Schnedinghausen etablierte ein kleiner Kreis von Begeisterten die monatliche »Literatur-Kirche« – namhafte Literaten werden zu Autorenlesungen eingeladen. Die Konfirmandenarbeit boomt dank der Mithilfe vieler ehrenamtlicher Teamerinnen und Teamer. In Nienhagen entstand ein Kreis Ü-60, der zugezogene »Berliner« im Ruhestand und Ortsansässige integriert.

»Der Weg ist das Ziel« – Ländliche und städtische Kirchengemeinden mit und ohne Fusion

Die ehemals vier selbstständigen Stadtkirchengemeinden Einbecks gingen zu einer großen zusammen. 9.000 Gemeindeglieder werden von vier pastoralen Personen versorgt. Dadurch ergab sich die Möglichkeit, volle Pfarrstellen über einen längeren Zeitraum zu garantieren und die Einzelnen durch Arbeit im Team zu entlasten. Konfirmandenarbeit, Geschäftsführung, Seelsorge, Jugendkirche werden gabenorientiert betreut. Die bisherigen Kirchenvorstände verschmolzen zu einem; allerdings fordert dies zu neuen delegativen Lösungen heraus, damit eine Kooperation der Entscheidungsträger möglich wird.

Im lange angebahnten Konzept der »Profilkirchen« kulminiert der Gedanke einer vielfältigen Gemeinde für die Menschen. Die Stiftskirche ist wöchentliche Predigtkirche und kirchenmusikalischer Veranstaltungsort. Die Marktkirche wurde zur Experimentierkirche auf dem Marktplatz mit »Zweitem Programm«. In der Neustädter Kirche etablierte sich eine Jugendkirche mit Urlaubs- und Freizeitangeboten für Kinder und Heranwachsende, mit Jugendgottesdiensten, viel moderner geistlicher Musik und theatralen Tanz-Performance-Angeboten. 

Priorisieren und Kommunizieren – Skizze der Diskussionsbeiträge

Von Jürgen Schilling

Bereits die Zuordnung der Farben war eine Überraschung: Der Auftrag für das Gespräch in den Gruppen nach den Referaten der Eröffnungstages lautete, auf die grünen Karten die Posterioritäten des pfarramtlichen Alltags zu schreiben, also dasjenige, was weggelassen werden könne. Grün deshalb, weil es getrost weggelassen werden sollte. Während auf Rot die Prioritäten formuliert wurden, was unbedingt bestehen bleiben müsse, da es unverzichtbar sei.

Grün für das Loslassen – Gespräch in Gruppen am ersten Konferenztage

Prioritäten fanden sich dann in allen Gesprächsgruppen auch sehr schnell: Gottesdienst, Kasualien, Seelsorge – die klassischen Kernaufgaben. Dazu »der Kirchturm«, das Kirchengebäude »als sichtbares Zeichen der Identifikation«. Unverzichtbar seien ebenso »Spielräume für Begabungen und Charismen«, »kollegiales Miteinander«, »regionales Denken« sowie eine »visionäre Leitung«. Und auf einer der roten Karten stand: »Passgenaue Lösungen, weil periphere Räume sehr, sehr unterschiedlich sind«.

Die Feststellung der Posterioritäten erwies sich ungleich schwerer. Im Blick auf Verwaltung war man sich noch weitgehend einig. Sie müsse »in professionelle, angestellte Hände übertragen« werden. Die Geburtstagsbesuche waren notiert worden, als Abkehr von der »selbstverständlichen Befriedigung von Erwartungen«. Eine weitere Karte verneinte den »Anspruch auf flächendeckende Gottesdienstversorgung durch Pfarrpersonen«. Während die Ablehnung bisheriger Besuchspraxis Sinn und Zeitgemäßheit einer tradierten Aufgabe in Abrede stellt, deren weitere fraglose Erfüllung offensichtlich viel Kraft bindet, zielt die Infragestellung der Gottesdienstpraxis auf die Identität evangelischer Kirchlichkeit: Ist der Gottesdienst noch identitätsstiftender Mittelpunkt der Gemeinde? Oder haben sich nicht längst auch andere, gegebenenfalls gleichwertige Formen herausgebildet, die einen deutlich höheren Wert für den Gemeindeaufbau beanspruchen – wie Gemeindefest, Konzert, Themenabend oder gemeinsamer Ausflug? Und welche geistliche Kraft können Gottesdienste entfalten, wenn sie von Pfarrern und (sofern vorhanden) Kantoren ver-

antwortet werden, die im Stundentakt von einer Kleinstgemeinde zur anderen hetzen müssen?

Ebenso strittig war das Thema Gebäude. Der identitätsstiftende Charakter von Kirche, Gemeinde- und Pfarrhaus wurde weitgehend bejaht. Daneben stand die deutliche Forderung, diese »heilige Kuh« endlich zu »schlachten«. Für Orte, in denen nur noch wenige kirchliche Veranstaltungen angeboten würden, sei es völlig ausreichend, geeignete Räume nach Bedarf anzumieten. Selbst Kirchengebäude müssten geschlossen und entwidmet werden können, wenn die Gemeinde zu klein geworden sei.

Daneben fanden sich auf den grünen Karten der Posterioritäten zahlreiche Themen, die auf die Haltung zielen: Losgelassen werden solle das »Einzelkämpfertum im Pfarramt«, die »Fixierung auf die Kerngemeinde«, das »depressive Schlechreden dessen, was ist« sowie grundsätzlich »die Angst vorm Tod der Kirche«. Offensichtlich besteht ein feines Gespür dafür, dass eine Posteriorisierung der Aufgaben im Pfarramt geradezu einen Paradigmenwechsel darstellt. Dieser kann nur gelingen, wenn er einhergeht mit einem Mentalitätswandel: Der mangelorientierte Blick auf die Gegenwart darf ersetzt werden von der Wertschätzung des Bestehenden, verbunden mit einer vertrauensvollen Offenheit gegenüber den Veränderungsprozessen, die Gegenwart und Zukunft bereit halten.

Fortschritt geht nicht ohne Schmerz – Land-Café

Die Gesprächsleiter an den Tischen des »Land-Cafés« am 2. Konferenztage erhielten den Auftrag, die Diskussion abschließend in einem Wort, in einem Halbsatz zusammenzufassen. Zuvor waren 60 Minuten lang laut und lebhaft in wechselnder Tischbesetzung Eindrücke von den Besuchen am Vormittag im Kirchenkreis ausgetauscht, grundsätzliche Fragen zu Kirche auf dem Land formuliert und Thesen entwickelt worden. Jetzt herrschte aufmerksame Stille: Kirche braucht Spinner! – Involvieren statt Informieren! – Wer bestimmt das Profil: Kirchenvorstand oder Pfarrer? – Vieles hängt an Gebäudefragen – Kommunikation – Kooperation – Suche den Konflikt, meide ihn nicht! – Visionsprozesse ohne Haupt-

amtliche? –Priorisieren der Handlungsebenen und Aufgaben – 19 Dörfer, eine Pfarrstelle: Ruhe sanft! – Es gibt keine Patentlösung.

Die bekritzelten Tischdecken gaben Auskunft über die dahinter stehenden Wortmeldungen. Vor allem zwei Themen standen in der Diskussion: Die Rolle des Pfarrberufes im Miteinander bzw. Gegenüber zu den Ehrenamtlichen, sowie die Frage nach einer inhaltlichen Profilierung von Kirchengemeinden bei strukturellen Veränderungen. Hier ein Auszug:

- Die Rolle »Landparrer«/ »Landpfarrerin« ist neu zu denken!
- Das Selbstbewusstsein der Ehrenamtlichen verändert die Rolle der Pfarrer. Das muss gelernt werden!
- Teamfähigkeit der Pfarrpersonen schulen!
- Vorbildhaftes Leitungsverständnis: Mitten unter euch bin ich der Dienende.
- Dank an die Ehrenamtlichen! Geht es besser ohne Hauptamtliche?

- Nicht für alle und nicht für alles da sein wollen!
- Engagement und Identifikation tragen ganz viel – aber sie stehen auch Abschieden im Weg.
- Fortschritt geht nicht ohne Schmerz.
- Profilbildung heißt Abschied von der kleinen Ganzheit jeder Kirchengemeinde.
- Profil macht sexy, kostet Geld und bringt Ärger!
- Kooperation – und es geht doch!
- Fusion darf nicht Addition bedeuten, sondern Entstehen von Neuem!
- Kirchengemeinden bleiben, Pfarrer gehen. Darum: tragfähige Strukturen werden personenunabhängig gesucht und gefunden.
- Involvieren statt Informieren: »Sandkastenspiele« als Möglichkeit der Partizipation. 

Je größer die Maschen, desto fester die Knoten. Leitbilder für eine »Kirche in der Fläche«

Von Bischof Dr. Dr. h.c. Markus Dröge

I. Was sollen Leitbilder leisten?

Leitbilder für Gemeinden in der Fläche sind keine Zielfotos. Wo es um Gemeindeleben geht, kann nicht ein fertiges Bild gezeigt werden: »So soll es in fünf oder in zehn Jahren sein. Jetzt haben wir noch an der Erreichung dieses Zieles zu arbeiten!« Leitbilder in dieser Form für gemeindliches Leben, so meine Erfahrung, haben ihre Motivationskraft verloren. Man ist ihnen überdrüssig. Besonders, wenn sie von oben, von kirchenleitender Seite formuliert werden und unten, an der Basis, verwirklicht werden sollen.

Leitbilder sind aber dennoch nicht überflüssig. Wir brauchen sie in einer Zeit, in der wir die Kräfte sammeln und klar ausrichten müssen. Kraft bekommen Leitbilder aber erst dadurch, dass sie in einem partizipatorischen Kommunikationsprozess entwickelt werden. Leitungsgremien auf allen Ebenen müssen mit ihrer Expertise, Kreativität, ihrer Selbstverantwortlichkeit und ihrem Engagement einbezogen werden. Eigene Zielfindung, eigene Leitsätze und eigene Strategieplanung auf jeder Ebene der Kirche – das ist heute notwendig.

II. Die Brille neu justieren

Bevor wir neue Leitbilder entwerfen, müssen wir uns bewusst machen, dass wir immer schon eine Brille aufhaben, wenn wir ein Bild von »Gemeinde« in den Blick nehmen. Wir sind immer schon durch Erfahrungen und tief verwurzelte Vorstellung geprägt, wie Gemeinde sein soll, und wenn sie nicht so ist, sein müsste.

a. Steinerne Leitbilder: Die Dorfkirchen in Brandenburg

Meine Erfahrung mit »Kirche in der Fläche« ist wesentlich geprägt durch die Brandenburger Situation. Neben den Mittelstädten, wie Frankfurt/Oder oder Cottbus, sind es vor allem die Dörfer, in denen in der Regel eine mittelalterliche Dorfkirche steht, oft verbunden mit einem Pfarrhaus, zum Teil mit Hofgebäuden und dem Gebäude der ehemaligen Dorfschule in unmittelbarer Nähe.

Dieses steinerne Bild steht wie ein nicht eingelöster Anspruch eindrucklich sichtbar in der Landschaft. Und dieses Bild hat folgende Botschaft: »Hier müsste eigentlich ein Pfarrer mit seiner Familie wohnen, und es sollte jeden Sonntag Gottesdienst sein.«

Neue Leitbilder von christlichem Gemeindeleben in der Fläche müssen sich gegen dieses steinerne im Alltag sichtbare Bild stemmen. Und das ist doppelt schwierig. Denn neue Leitbilder können noch keine Geschichten erzählen. Dagegen hat zum Beispiel das evangelische Pfarrhaus auf dem

Lande viele Geschichten, ja es bekommt demnächst sogar eine Ausstellung im Deutschen Historischen Museum in Berlins Mitte. Und in Brandenburg, im Dorf Blüten in der Prignitz, ist ein Pfarrhaus-Museum entstanden. Gegen solche festgefügt, erfahrungsgesättigten, erzählungsgestützten traditionellen Leitbilder hat es jedes neue Leitbild schwer.

b. Lebendige Gemeinde

Eine weitere Brille, durch die landläufig geschaut wird, wenn Gemeindeleitbilder in den Blick genommen werden sollen, ist das Bild des sogenannten »lebendigen Gemeindelebens« innerhalb einer Parochie: Kindergottesdienst, Konfirmandenunterricht, Jugendgruppen, Gemeindegruppen, Erwachsenenbildung, Seniorenarbeit, Kirchenchor, Hausbesuche der Pfarrer, Besuchsdienste und vieles mehr, gestaltet und gestützt durch eine Vielfalt von beruflich und ehrenamtlich Tätigen.

Kaum bewusst ist, dass dieses Bild einer parochialen, lebendigen Gemeinde durchaus nicht immer das vorherrschende Leitbild war. Obwohl das Denken in Parochien bei uns bereits vorreformatorisch verbreitet war, so beinhaltet die Parochie doch zunächst nur die Aufteilung von Zuständigkeit. Jeder, der irgendwo im Lande wohnt, soll pastoral versorgt werden können. Der Gedanke, dass innerhalb der Parochie ein lebendiges Gemeindeleben kirchlich zu gestalten ist, ist viel jünger. Darauf verweist Jens Schlamelcher in

seinem Artikel im aktuellen Heft der EvTh: Die lebendige Ortsgemeinde entspringt der Gemeinde-reformbewegung des 19. Jahrhunderts, als man den bis dato geltenden Versorgungscharakter der Kirche so verändern wollte, dass es lebendige Ortsgemeinden geben sollte, in denen alle »ansässigen Glieder ... dort eine gemeinschaftliche Beheimatung finden (sollten).«¹ Man veränderte die Strukturen so, dass in verkleinerten Parochien persönliche Sozialkontakte zwischen Pfarrern und Gemeindegliedern möglich wurden. Gemeindehäuser wurden gebaut, in denen sich die Gemeinde auch außerhalb der Gottesdienste und der Kirchenfeste versammeln konnte und sollte.

In Berlin stehen eindrucksvolle Gemeindehäuser aus den 1920er Jahren. In Koblenz, wo ich lange Jahre Pfarrer und Superintendent war, ist diese Form von Gemeindeleben erstmals in der Mitte der 1950er Jahre umgesetzt worden. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es evangelische Vereine mit unterschiedlichen Zielgruppen, die die Geselligkeit und das diakonische Engagement pflegten, nicht aber die verfasste Kirche. Das erste Gemeindehaus in Koblenz wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg an den preußischen Kirchenbau aus dem Jahr 1903 angebaut. Erst in den 1960er Jahren einstanden dann die Stadtteilgemeindegliederhäuser. Als ich ab 2004 einen strukturellen Rückbauprozess im Kirchenkreis Koblenz zu planen hatte, stellte sich sehr schnell heraus, dass die Strukturen, die bis zu dem Gemeindehausboom der 1960er und 1970er Jahre existierten, nun wieder ganz gut passten. Ich konnte die Kirchenkreiskarte mit Eintragung der Kirchen und Pfarrstellen vom Anfang der 1950er Jahre fast 1:1 als Leitbild für die Kirchenkreisstruktur 2020 übernehmen.

Könnte es sein, dass das Bild der multifunktionalen, hauptamtlich gestützten parochialen Gemeinde, mit der die Kirche nicht nur die Gemeindeglieder von der Wiege bis zur Bahre gottesdienstlich sammelt und an wesentlichen Wendepunkten des Lebens verkündigend begleitet, sondern darüber hinaus von der Wiege bis zur Bahre ortsnah zum Engagement in Gruppen und Kreisen motiviert, eine Erscheinung des dritten Drittels des 20. Jahrhunderts war? Die Frage muss gestellt werden. Eine Antwort muss gefunden werden, aber Eines steht schon fest: Als festgefügt, unabänderliches, einzig gültiges Leitbild für die Konzeptionierung von kirchlichem Leben, ob in der Stadt oder auf dem Land, eignet sich das Bild des parochialen lebendigen Gemeindelebens von der Wiege bis zur Bahre jedenfalls nicht.

c. »Wachsen gegen den Trend«

Auch die Vorstellung, unsere Gemeinden könnten mit traditionellem Leitbild weiter bestehen, wenn es uns nur gelingen würde, gegen den Trend zu wachsen, dürfte ihre Zeit gehabt haben. Die Vorstellung, durch missionarische Aktivitäten den demographischen Rückgang zumindest soweit ausgleichen zu können, dass die Zahlen stabil bleiben, hat sich nicht bewahrheitet. Wo in der EKBO Gemeinden wachsen, da tun sie dies, weil es Zuzugsgebiete sind. Abwanderung an anderen Orten ist aber die logische Konsequenz. Und wer von Gemeindegewinn wie in Amerika träumt, der übersieht, dass auch dort das Wachstum einzelner Gemeinden mit dem Abbau religiösen Lebens an anderen Orten einhergeht und die Bilanz in den USA insgesamt einen zunehmenden Rückgang des christlichen Lebens zeigt.

d. Theologische Sehstärke

Sollen neue Leitbilder gefunden werden, darf man nicht an Bildern, die ihre besten Zeiten hinter sich haben, festhalten. Die Brille muss geputzt und neu justiert werden. Und dies muss mit theologischen Kriterien geschehen.

Was soll Kirche theologisch sein, und was muss sie theologisch bleiben, auch wenn sich vieles ändert, auch wenn die Zahlen der Mitglieder und die finanziellen und personellen Ressourcen geringer werden?

Nach der Confessio Augustana Artikel VII ist dort Kirche, wo Wort und Sakrament in einer versammelten Gemeinde präsent sind. Nun wissen wir alle, dass dies eine Minimalbestimmung ist, die nicht ausreicht, um daraus Kriterien für Leitbilder eines christlichen Gemeindelebens zu entwerfen.

Das Urdatum einer eigenständigen Gestaltung evangelischen Kirchenlebens ist nicht die Confessio Augustana, sondern die Barmer Theologische Erklärung. Dort wurde in Abgrenzung gegen den Staat Wesentliches über die Gestalt einer bekenntnisorientierten Kirche formuliert. Dieser Ansatz, der im kommenden Jahr 80 Jahre alt wird, ist bis heute wegweisend. Ich möchte aus ihm theologische Bestimmungen gewinnen. Eine knappe Skizze:

In *Barmen III* wird von der Gemeinde der Schwestern und Brüder gesprochen, in der Jesus Christus, der Auferstandene durch den Geist wirkt. Die Gestalt der Kirche soll ihrer Botschaft

entsprechen. Ihre Ordnungen sind zwar wandelbar, aber nicht beliebig. Sie sollen Zeugnis ablegen für die Freiheit des Evangeliums und die Geschwisterlichkeit der Gemeinschaft. Ich ziehe daraus die Konsequenz, dass jede kirchliche Struktur, jede Ebene eine geistliche Bedeutung hat. Die Gemeinde vor Ort ebenso wie die Organisationsform einer Region, der Kirchenkreis ebenso wie die Landeskirche. Auch die Gemeinschaft der Gemeinden ist Kirche. Auch die Landeskirche hat geistliche Qualität. Auch die EKD ist theologisch Kirche. Das presbyterial-synodale System ist Ausfluss dieser Überzeugung.

In *Barmen IV* wird hierarchische Machtausübung abgelehnt. Leitungs- und Führungskonzepte, die eine Machtausübung ermöglichen, mit der Christenmenschen wie Untergebene behandelt werden, die vorgegebene Zielvorstellungen umsetzen müssen, sind in der Kirche Jesu Christi nicht erlaubt. Für mich bedeutet dies in der Konsequenz, dass die Kreativität, der Mut, die Einsicht der verantwortlich Mitarbeitenden aller kirchlichen Ebenen in die Leitbildentwicklung einbezogen werden müssen.

In *Barmen V* wird die Unterscheidung der Kirche vom Staat festgelegt, die unterschiedlichen Funktionen von Staat und Kirche werden benannt, gegeneinander abgegrenzt und sinnvoll aufeinander bezogen. Der Kirche kommt die Aufgabe zu, »Regierende und Regierte« an Gottes Reich und Gerechtigkeit zu erinnern. Für mich heißt dies in der Konsequenz: Wir können

nur Leitbilder entwickeln, in denen der Kirche eine Mitverantwortung für den Staat, für gesellschaftliche Diskussionsprozesse und Entwicklungen, für die Bewahrung der Menschenwürde und der Menschenrechte zugesprochen wird. Eine Beschränkung der Verantwortung der christlichen Kirche auf den Privatbereich oder eine freikirchliche Form von Gemeinde, die sich im Wesentlichen auf ein Gemeindeleben mit den Christinnen und Christen einer überschaubaren, überzeugten und entschiedenen Gruppe beschränkt, ist zu wenig für eine Kirche der Barmer Tradition.

Barmen VI schließlich verpflichtet uns »Volkskirche« zu sein. Nicht in dem Sinne, dass wir die Mehrheit des Volkes zu unseren Mitgliedern zählen, aber in dem Sinne, dass wir unsere Botschaft auszurichten haben an alles Volk, gleich welcher Weltanschauung, Kultur, Religion. Wir müssen zweifellos Abschied nehmen von der *traditionellen* Volkskirche, die davon gelebt hat, dass der christliche Glaube die unhinterfragt akzeptierte Weltanschauung der Gesellschaft war. Aber wir bleiben eine Kirche für das Volk. Neue Leitbilder müssen also eine *Volkskirche im Wandel* in den Blick nehmen. Für mich bedeutet dies, dass wir den Anspruch nicht aufgeben dürfen, flächendeckend präsent zu sein, zumindest so weit, dass es überall Ansprechpartner für interessierte Menschen gibt. Insofern halte ich an dem Parochialsystem fest, auch wenn wir nicht überall Gemeindeleben im Sinn des Leitbildes eines lebendigen parochialen Gemeindelebens gestalten können.

III. Sehen, was ist

Haben wir nun den Blick theologisch geschärft und uns damit in die Lage versetzt, zu unterscheiden zwischen dem, was sich ändern kann, darf oder muss und dem, was bleiben muss, zumindest dann, wenn wir vor der eigenen theologischen Tradition verantwortet »Kirche« sein wollen, dann können wir nun in einem weiteren Schritt die empirisch erkennbare Realität nüchtern in den Blick nehmen.

Und das heißt heute: Nicht verdrängen, dass das Thema »Kirche in der Fläche« eng mit dem Armutproblem verbunden ist. Es gibt die Schere zwischen Arm und Reich auch innerhalb der Gemeinschaft der EKD-Kirchen – zwischen der württembergischen Kirche und der EKBO, zwischen Hessen-Nassau und der Evangelischen Kirche von Mitteldeutschland, zwischen Bayern

und Pommern. Es gibt die Schere zwischen Arm und Reich aber auch innerhalb einer Landeskirche, wie zwischen der Metropole Berlin und dem Land Brandenburg, zwischen Düsseldorf und der Eifel oder dem Hunsrück.

Wir haben in der EKBO gerade eine Untersuchung durch das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD in der Uckermark durchführen lassen. Die Ergebnisse wurden uns vor kurzem auf dem Gesamtephorenkonvent, also auf der Versammlung aller Superintendenten, vorgestellt.

Wie sieht Armut in der Fläche heute aus, am Beispiel der Uckermark?

In der Uckermark gibt es unter den unter 65-jährigen 21 % Arbeitslosigkeit. Die Kinderarmut –

bis 14 Jahre – beträgt 32%. Auch die Altersarmut ist bedrückend. Wer als älterer Mensch in der Uckermark arm ist, hat oft Hemmungen Sozialleistungen zu beantragen, weil er fürchtet, umziehen zu müssen oder befürchtet, dass Kinder oder Enkel gezwungen werden zu bezahlen, also z.B. dass dem Enkel das Auto genommen wird. Ein typisches Bild kann dann so aussehen: Ein Dorf, in dem noch wenig ältere Menschen wohnen, die das Haus kaum verlassen, nur einmal die Woche, wenn der mobile Händler tutet und alles zu seinem Wagen strömt. Junge Menschen, sofern vorhanden, leben lange bei den Eltern, um Geld zu sparen.

Die Bevölkerung ist seit dem Fall der Mauer um 25% gesunken, die Gemeindeglieder um 17%, die Pfarrstellen um 60%. 58% der Arbeitsplätze sind verloren gegangen, in der Landwirtschaft 91%.

Oft fehlen die Chancen für Mobilität, oft fehlt sogar das Geld für einen Internetanschluss und einen Computer. Arm sein bedeutet deshalb auch kulturelle und geistliche Verarmung, Verarmung in dem Bewusstsein, ein Bürger mit Rechten und Beteiligungsmöglichkeiten zu sein. Wer arm ist, hat wenig stabile Wahrnehmungs- und Anerkennungsbeziehungen. In dieser Situation haben charismatische Führungspersonen gute Chancen.

Armut, und das ist wichtig für ein kirchliches Leitbild, brauchen wir nicht zu suchen, in dem wir hinausgehen aus dem Kirchenmilieu. Armut wohnt bei den ehrenamtlich Engagierten, zum Beispiel bei denen, die im Gemeindeglieder Rat Verantwortung übernehmen. Und damit wohnt sie auch bei integrierten, engagierten, kommunikativen und gut vernetzten Personen. Es kann ein überschuldeter Landwirt mit hoher Kompetenz und Integrationsfähigkeit sein oder ein älterer Arbeitnehmer, der sich damit abgefunden hat, keine Arbeit mehr bekommen zu können. Das Engagement für die Kirchengemeinde ermöglicht dann dennoch ein sinnerfülltes Leben. Ein Zitat, sinngemäß: »Dass ich selbst keine großen Entfaltungsmöglichkeiten mehr habe, damit kann ich leben. Dass aber unsere Dorfkirche in diesem Zustand verlottert, das geht nicht.« Sich für eine Dorfkirche zu engagieren, dafür gibt es genug Möglichkeiten, denn in der Uckermark gibt es für je 99 Kirchenmitglieder je eine Kirche.

Im Sinne der EKD-Schrift »Wandeln und gestalten«² handelt es sich bei der beschriebenen Region zweifellos um den Typ Strukturschwache Räume – Kirche ohne besondere Wachstumsper-

spektive: *Schwierige Gesamtsituation in nahezu allen Bereichen, punktuelle Ansiedlung bei starkem Fortzug, Aufgabe der Kirche soll in einer solchen Region sein: Sicherung der Gewährung der Grundvollzüge, Konzentration der Kräfte.*

Die Belastung für Pfarrerinnen und Pfarrer ist enorm, denn der Zuständigkeitsbereich hat sich in den vergangenen 20 Jahren räumlich stark ausgeweitet. Zu den weiten Strecken kommen bei Pfarrämtern, die für immer mehr Dörfer zuständig sind, auch mehr Ansprechpartner als Bürgermeister, Landräte, Vereinsvorsitzende usw. Die starke Reduktion der Katecheten, Jugendmitarbeiter, Kirchenmusiker usw. bringt zusätzliche Belastungen.

Das Land Brandenburg rechnet bis zum Jahr 2030 damit, dass es 300.000 weniger Einwohner gibt (derzeitiger Stand 2,5 Millionen). Es wird einen weiteren Sog nach Berlin geben: 50% der Einwohner Brandenburgs werden im Speckgürtel um Berlin leben. Die große Frage ist: Wie wird man in den anderen Regionen wohnen? Wie wird der Bevölkerung noch ein Mindestmaß an Infrastruktur geboten werden können? Oder werden Regionen aufgegeben werden müssen – mit der letzten Konsequenz, an Umsiedlungen denken zu müssen?

Zweifellos zeigt sich in der Uckermark eine extreme Situation. Sie ist nach EU-Norm unbesiedelt und gilt bei Zynikern als »Wolfserwartungsland«. Aber gerade an zugespitzten Problemlagen kann man lernen. Gerade dort müssen sich neue Leitbilder bewähren.

Nehmen wir die Grundentscheidungen von Barmen weiterhin ernst, dann müssen wir auch weiterhin eine Kirche für alles Volk sein, auch für das Landvolk. Dann können wir keine Menschen und Regionen ganz aufgeben. Zumindest ein weites Netz, mit sicherlich großen Maschen, aber immerhin ein flächendeckendes Netz für eine gewisse Grundversorgung müssen wir aufrechterhalten.

Wollen wir dies tun, dann müssen wir kämpfen, kämpfen gegen einen starken Trend in der Gesellschaft, nämlich gegen den Trend der Abwanderung in die Städte und deren Speckgürtel. Und ein Zweites: Wenn wir ein Leitbild für die Fläche entwickeln wollen, dann geht dies nur unter der Voraussetzung, dass wir die innerkirchliche Solidarität erhalten. Unsere Gemeinden in Brandenburg sind doppelt subventioniert: Durch den landeskirchlichen Solidarausgleich in der EKD und

durch die Metropole Berlin. Wenn wir Kirche in der Fläche wollen, dann müssen die starken Regionen auch weiterhin bereit sein, etwas abzugeben, damit wir auch weiterhin eine *Kirche für alles Volk*, auch für das Landvolk bleiben können.

Vor einer Woche habe ich ein Gespräch mit einer Ministerin, einem Landrat und einem Bürgermeister über unser Diskussionspapier »Welche Kirche morgen?« geführt. Dieses Papier diskutieren wir zurzeit in einem landeskirchenweiten Konsultationsprozess.

In diesem Gespräch wurde deutlich, wie sehr wir als evangelische Kirche immer noch als ein starkes Netzwerk wahrgenommen werden, das in der Lage ist, die Grundversorgung vor Ort mit zu gewährleisten. Wir sind gefragt als Mitgestalter bei der Lösung zentraler Fragen: Was wird Wohnen bedeuten, was wird Heimat bedeuten, wie werden mobile Hilfssysteme aufgebaut werden können? »Die Evangelische Kirche ist ein Netzwerker, sie muss ihre Möglichkeiten nur noch stärker fokussieren«, sagte die Ministerin. Präsenz in der Fläche wird von uns als Kirche dringend erwartet.

IV. Das Leitbild: Ein Netzwerk – Wir mit starken Knoten

Welches Leitbild kann nun aus all dem folgen?

Ich gehe davon aus, dass die drei eingangs skizzierten Leitbilder radikal kritisch überdacht werden müssen.

1. Das Pfarrhaus wird weiter eine wichtige Bedeutung haben als Ort christlicher Präsenz. Aber es muss sehr genau überlegt werden, wie sich das Pfarrhaus in ein Gemeinde- oder Regionalkonzept einfügt. Was wird von dem Leben im Pfarrhaus erwartet? Wie wird das Leben einer Pfarrerin, eines Pfarrers mit Partnerin oder Partner oder Familie unterstützt? In Pfarrstellenausschreibungen muss dieses Konzept schon transparent gemacht werden. Oder es muss deutlich sein, dass kein Leben in einem Pfarrhaus erwartet wird.
2. Das Bild der flächendeckenden lebendigen Parochialgemeinde mit dem gesamten Angebot kirchlicher Möglichkeiten ist schon lange nicht mehr lebbar, vielfach ist es auch nie gelebt worden und hat nur als Ideal existiert. Heute muss sehr genau überlegt werden, was wo vorgehalten werden kann und soll. Die Ressourcen der Gemeinde, die Gaben der Mitarbeitenden, die berechtigten Erwartungen des Gemeindeumfeldes müssen dabei im Blick sein.
3. »Wachsen gegen den Trend« ist schwerer als erwartet und wird *in toto*, wenn keine Wunder geschehen, mittelfristig nicht passieren. Dennoch ist Wachstum weiterhin möglich. Aber nur dort, wo die äußeren Rahmendaten ein solches Wachstum unterstützen.

Wollen wir trotz der skizzierten Problemlagen im Sinne der Barmer Theologischen Erklärung an einer Kirche festhalten, deren Struktur Geschwisterlichkeit zum Ausdruck bringt, keine hierarchische Machtstruktur etabliert, sondern die Vielfalt der Gaben und Verantwortlichkeiten zur Geltung bringt, die eine *Kirche für das Volk* bleibt, die die Öffentlichkeit als Gegenüber bewahrt und mit ihrer Botschaft und ihrem Handeln Verantwortung für »alles Volk« übernimmt, die deswegen auch ein flächendeckendes parochiales Selbstverständnis beibehält, dann bietet sich das Bild eines Netzwerkes an.

Als Netzwerk können wir weiterhin die guten Möglichkeiten wahrnehmen, die wir in unserem Staat haben, um subsidiär Aufgaben zu übernehmen, allerdings nicht mehr flächendeckend, sondern bewusst fokussiert und platziert:

Erwachsenenbildung, Religionsunterricht, Gemeindediakonie, Kinder- und Jugendarbeit, Kindertagesstättenarbeit, kirchliche Schulen und vieles mehr. In einer Situation, in der wir in der öffentlichen Diskussion stark herausgefordert sind zu beweisen, dass unser Religionsrecht und die gesellschaftliche Stellung der Kirche weiterhin sinnvoll und glaubwürdig ist, brauchen wir gut konzipierte Orte, um die Bedeutung unserer Kirche für die Gesellschaft exemplarisch zu zeigen. Dazu allerdings ist es notwendig, die Kräfte zu bündeln und nicht mehr nur im Horizont der eigenen Ortsgemeinde zu denken.

Wie wird das Netz gespannt?

Das Netz macht dann Sinn, wenn es in einer Region oder einem Kirchenkreis gespannt wird. Dabei brauchen Regionen bzw. Kirchenkreise

eine sinnvolle Größe, eine eigene Identität, sie müssen gefühlt werden und motiviert gestaltet werden, nicht nur als Notwendigkeit zähneknirschend hingenommen werden.

Zielvorstellung ist ein Netz kirchlicher Orte, die sich – um es mit dem Soziologen und katholischen praktischen Theologen Michael N. Ebertz zu sagen – als unterschiedlich »gefärbte Knotenpunkte« zu einem »charismatischen Netzwerk-Wir« zusammenfügen, d.h. ein Netzwerk, in dem Gemeinden (und auch Personen!) mit unterschiedlichen Gaben und Ressourcen zu unterschiedlichen Profilen führen, die ihrerseits miteinander kommunizieren. Die mittlere Ebene (Kirchenkreise mit ihren Regionen) hat dabei eine wichtige Funktion, da sie der Ort ist, an dem das »charismatische Netzwerk-Wir« in einer Region Gestalt gewinnt. Kirchenkreise sind die »Gemeinschaft der Gemeinden« in einer Region und gleichzeitig die Scharnierstelle zu den landeskirchlichen Ebenen.

Je schwächer die Strukturen und je dürftiger die Ressourcen sind, desto weiter wird das Netz gespannt werden müssen, desto größer werden die Maschen sein. Aber je größer die Maschen werden, umso wichtiger ist es, die Knotenpunkte zu stärken.

Wodurch werden die Knoten gestärkt?

1. Durch geistliches Leben

Der Ansatzpunkt von Erneuerung ist die Erneuerung des geistlichen Lebens. Nicht nur durch intelligente Zielvorgaben wird die Motivation gestärkt. Nicht weil wir uns Ziele setzen (oder gar setzen lassen) bekommen wir Hoffnung, sondern wenn wir Hoffnung haben, sind wir stark genug, uns Ziele zu setzen. Ziele kann man sich nur setzen, wenn man an die Zukunft glaubt. Gemeinsam vereinbarte Ziele sind Zeichen der Hoffnung, Bekenntniszeichen, dass wir an die Zukunft glauben.

Geistliches Leben in strukturschwachen Gebieten anzubieten ist deshalb das A und O. Es bedeutet zunächst dafür zu sorgen, dass sich kleine Formate geistlichen Lebens entwickeln können, zum Beispiel der Gottesdienst für wenige, mit einer Lesung und einem Lied, mit dem Vaterunser und dem Segen. In der EKBO entwickeln wir gerade eine Ausbildung für *Gemeindevorsänger*. Das sind Menschen, die mit dem Gesangbuch in der Hand ein Lied anstimmen können und durch den eige-

nen Gesang eine kleine Schar im Singen tragen können, auch wenn die Orgel nicht spielt.

In Braunschweig, so habe ich gehört, werden *Gemeindeguratoren* ausgebildet, die einen schlichten Gottesdienst feiern können, weniger anspruchsvoll als der Prädikantendienst es kann – aber dennoch: die Gemeinde feiert Gottesdienst.³

2. Durch Analyse der Kontaktflächen und Fokussierung der Ressourcen

Welche Kontaktflächen zu anderen gesellschaftlichen Akteuren gibt es? Je begrenzter die Ressourcen, desto stärker muss mit anderen Akteuren die Zusammenarbeit gesucht werden.

Hier gibt es eine Fülle von Möglichkeiten:

1. Musikschulen haben heute auf dem Land dieselben Probleme wie die Kirche. Wie können sie es überhaupt schaffen, Musiklehrer aufs Land zu locken, wenn geteilte Stellen oder Honoraraufträge die Regel sind? Wäre es hier nicht möglich, gemeinsame Konzepte mit unserer Kirchenmusik zu gestalten? Oder Projekte? In der Uckermark gibt es ein erstaunlich erfolgreiches Projekt: Ein Musikpreis wurde von einer Kirchengemeinde ausgeschrieben und alle Musikschulen im Umkreis von 100 Kilometern wurden angeschrieben. Inzwischen boomt das jährliche Festival in Schönfeld, nahe der polnischen Grenze – sogar mit internationalen Partnern.
2. Es ist unser Auftrag, das kulturelle Gedächtnis zu pflegen. Die Reformationsdekade bietet dazu viele Möglichkeiten. Im Südwesten unserer Landeskirche, im Fläming, nahe der Stadt Wittenberg, hat sich ein kommunaler Städteverbund gegründet, um gemeinsam das Thema »Reformation im städtischen Alltag« zu gestalten. Sieben Orte haben sich zusammengetan, zunächst ganz ohne kirchlichen Impuls. (Treuenbrietzen, Jüterbog, Herzberg, Doberlug-Kirchhain, Uebigau-Wahrenbrück, Mühlberg/Elbe, Bad Liebenwerda). Nun sind wir gefordert, uns mit einzuklinken.
3. Im Juni 2012 fand der Deutsche Wandertag in Belgig, ebenfalls im Fläming, statt. Die Kirchengemeinde hat einen eindrucksvollen Gottesdienst gestaltet. Die Kirche war brechend voll.
4. Während der aktuell laufenden Landesgartenschau in Prenzlau in der Uckermark ist es dem

Kirchenkreis gelungen, für das gesamte halbe Jahr tägliche Andachten auf dem Gelände in ökumenischer Gemeinschaft zu organisieren.

5. Im Tourismusbereich können wir Zeugnis ablegen für eine Kultur des Lebens. So lockt unser Dorfkirchensommer mit vielfältigen Kulturangeboten die Berliner aufs Land. Offen gehaltene Radwegkirchen geben Radwanderern Gelegenheit zur Rast.
6. Das Land Brandenburg engagiert sich mit einer Rückkehrerinitiative. Beratung, Stammtische, Hilfe für Existenzgründer. Schauen Sie einmal rein in www.leben-in-um.de. Was kann Kirche dazu beitragen?
7. Die Diakonie macht große Anstrengungen, mit dem ambulanten Pflegedienst in der Fläche präsent zu bleiben. Kaum ein kommerzieller Dienst hat daran Interesse. Was wird noch auf uns zukommen, um eine medizinische Gesundheitsversorgung aufrecht zu erhalten?
8. In gesellschaftlichen Konflikten können und müssen wir präsent sein. Die Braunkohlethematik droht die Gemeinden in der Lausitz zu zerreißen. Wir üben uns in der Moderatorenfunktion.
9. Und nicht zuletzt: Das Engagement gegen den Rechtsextremismus. Die Generalsuperintendentin von Potsdam leitet das Aktionsbündnis in Brandenburg, und es gelingt, bei jedem Nazi-Auftritt eine Gegenaktion zu starten.

Wenn eine Gemeinde es schafft, Ansprechpartnerin für die Grundvollzüge des christlichen Lebens zu bleiben (mit Gottesdienst und Kasualien) und darüber hinaus auch nur eine ihr gemäße Kontaktfläche zu finden, über die sie mit anderen

gesellschaftlichen Akteuren gemeinsam aktiv ist, dann ist das kein defizitäres Gemeindemodell für eine Kirche in der Fläche, wenn – und nur wenn! – die Vernetzung mit anderen Gemeinden in der Region und im Kirchenkreis dazukommt.

Konzeptionen regionaler Vernetzung schwächen nicht die Arbeit vor Ort, sondern stärken sie. Ja, ich wage die These: In Zukunft wird es überhaupt nur noch möglich sein, vor Ort präsent zu sein, wenn die regionale Vernetzung gelingt. Allein schon deswegen, weil wir keine jungen Pfarrerrinnen und Pfarrer mehr finden werden, die bereit sind, in eine völlig ungeklärte Situation aufs Land zu gehen, wenn sie mit nicht uneinlösbaren Erwartungen von 10 bis 15 Dörfern konfrontiert werden und den alleinigen Schnittpunkt aller Erwartungen bieten sollen.

Es gibt bereits Landeskirchen in der EKD, die die konzeptionelle Arbeit der Einzelgemeinden verpflichtend geregelt haben. In der Evangelischen Kirche im Rheinland ist jede Gemeinde verpflichtet, eine Gesamtkonzeption gemeindlicher Aufgaben zu entwickeln. In der pfälzischen Kirche ist per Synodenbeschluss festgelegt worden, dass mittelfristig jede Gemeinde verbindliche Absprachen mit den Nachbargemeinden zu treffen hat, wer welche Aufgaben wie übernehmen kann und will. Zu einem regionalen Netzwerk gehört es schließlich dazu, Formate zu finden, mit der die gemeinsame Identität einer Region oder eines Kirchenkreises zum Ausdruck gebracht werden können: Tauffeste, Kreiskirchentag, übergemeindliche kirchenmusikalische Ereignisse, um einige Beispiele zu nennen. Man kann soziales Leben in einer Region nicht so intensiv gestalten wie mit dem Konzept eines parochialen lebendigen Gemeindelebens. Aber man kann dennoch Orte finden, an denen man sich trifft, kennenlernt und gemeinsam erlebt: Das sind Wir!

V. Mein Fazit: Wir können Kirche für das Volk bleiben

Wir können nicht das alte, in Stein gehauene Leitbild »Ein Dorf, eine Kirche, ein bewohntes Pfarrhaus« bedienen, aber wir können unsere Pfarrhäuser als Orte der Kommunikation bewusst gestalten, wo dazu die Möglichkeiten bestehen.

Wir können nicht unser Land mit lebendigem Gemeindeleben überziehen, und wir werden nur selten gegen den demographischen Trend wachsen. Aber wir können an geistlichem und gesellschaftlichem Identitätsbewusstsein wachsen und

zunehmend Aufgabenklarheit für eine kleiner werdende Kirche gewinnen.

Wir können, auch wenn wir kleiner werden, ein Netzwerk lebendiger Knotenpunkte spannen und in diesem Sinne *Kirche für das Volk* bleiben – auch in der Fläche.

Anmerkungen:

¹ Jens Schlamelcher, *Von der Gemeinschaft zur Organisation: Transformationen kirchlicher Sozialgestalt im Kontext der gegenwärtigen Restrukturierungsprozesse*, in: *Evangelische Theologie* 02/2013, S. 107ff.

² *Wandeln und gestalten*, EKD-Texte 87, Hrsg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2007.

³ Die Ausbildung zum Gemeindegurururur umfasst neben der Befähigung zu »kleinen liturgischen Formen« in insgesamt sieben Modulen zahlreiche weitere Handlungsfelder. Siehe dazu: Dieter Rammeler, Albert Wieblitz, (Hg.), *Gemeindegururururinnen und Gemeindegururururen*, Projektdokumentation, Braunschweig/Hannover 2010.



Das EKD-Forschungsprojekt »Alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen – eine aufsuchende Analyse«

Von *Olliver Heinemann*

Liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer der 2. Land-Kirchen-Konferenz, liebe Schwestern und Brüder,

die EKD hat ein Forschungsprojekt auf den Weg gebracht, in dem »alternative Formen kirchlicher Präsenz in Peripherieräumen« – so benennt es der Projekttitel – »aufsuchend« analysiert werden. Der Start war am 1. Dezember 2012, die Projektdauer umfasst 12 Monate. In dieser Zeit werden ausgewählte Kirchengemeinden und Projektträger besucht und die Akteure interviewt, woraufhin die Interpretation des Datenmaterials erfolgt.

Die Leitung des Projekts liegt bei Prof. Dr. Eberhard Hauschildt von der Ev. Fakultät der Universität Bonn. Ich selbst bin Pfarrer der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck und für dieses Projekt abgeordnet. Die Projektfinanzierung tragen die Akademie der Versicherten im Raum der Kirche, die Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck und die EKD gemeinsam. An dieser Stelle bereits ein herzlicher Dank dafür.

Was verbirgt sich hinter diesem Projekt einer »aufsuchenden Analyse«? Wir wollen Ihnen aus Anlass der 2. Land-Kirchen-Konferenz einen vorläufigen Einblick in die Forschungsarbeit gewähren. Die Ergebnisse der Gesamtauswertung werden wir Ihnen voraussichtlich im Frühjahr 2014¹ vorstellen können.

Bei diesem EKD-Forschungsprojekt sollen – so Prof. Hauschildt – laufende innovative Praktiken kirchlichen Handelns analysiert werden, die sich in bestimmten Gebieten (den »Peripherieräumen«) vorfinden, und die auf die Herausforderungen des peripheren Raumes konstruktiv, vorbildlich und beispielhaft reagieren. Ziel ist es, von gelungenen Beispielen kirchlicher innovativer Arbeit zu lernen. Dazu gilt es, die relevanten Faktoren des Gelingens zu ermitteln, die Chancen und Risiken jeweils zu beschreiben und es ist zu benennen, was an den Beispielen übertragbar ist. Als Ergebnis können Tiefendarstellungen prägnanter Beispiel-Praktiken erarbeitet und generalisierte Aussagen darüber getätigt werden, welche Möglichkeiten sich für die evangelische Kirche in ausgedünnten ländlichen Regionen grundsätzlich anbieten.

Aufsuchende Forschung meint in diesem Fall, interessante Praktiken zu identifizieren, sie zu erheben (durch Interviews mit offenen Fragen) und sie anschließend zu analysieren. Der Fokus liegt hier darauf, wie sich Kirche verändert und wie sie erhalten bleibt, unter dem Blickwinkel von Kirchentheorie und Praktikabilität.

Die Auswahl der zu besuchenden Gemeinden erfolgt mittels eines deduktiven Ansatzes. Dabei sind vielerlei Modelle in der Diskussion. Sie lassen sich in folgender Weise systematisieren:

I) Modelle der Entgrenzung des Raumes: »Über das Dorf hinaus«

1. Kirchenkreis als Gemeinde

Eine größere Flächeneinheit (Region) wird als Gemeinde definiert. Die Gemeinde besteht dann aus einer Zahl von mehreren Pfarrstellen mit einer ganzen Reihe von Gottesdienststätten. Bei diesem Modell wird die unterste Ebene gestrichen oder relativiert, während die nächsthöhere Ebene als Handlungseinheit ersetzt oder ergänzt wird, um eine Grundversorgung zu bewahren. Es stellt sich die Frage, ob ausreichend Möglichkeiten zur Gemeinschaftsbildung, sowohl auf der kirchlichen wie der dörflichen Ebene, bestehen bleiben können?

2. Zentrenbildung

Die kirchlichen Aktivitäten werden an ausstrahlungsstarken Orten, auf »Inseln gelingender Kirchlichkeit«, an »Leuchttürmen« konzentriert. Während Modell 1 sich für Regionen ohne Zentrum nahelegt, entspricht dieses Modell einer Situation, in der ein Ort ohnehin als Zentrum herausragt. Viel hängt von der Erreichbarkeit des Zentrums ab.

3. Mediale Netzwerke

Das Modell basiert auf der Überbrückung der örtlichen Entfernungen mittels der Techniken elektronischer Kommunikation. Es setzt ein vielfältiges elektronisches kirchliches Angebot voraus. Fragen: Wo ist face-to-face-Kommunikation nicht ersetzbar? Was ist mit den Internetalphabeten, die damit ausge-

geschlossen sind? Was geschieht mit den lokalen Identitäten, also z.B. dem Kirchengebäude, das für das Dorf steht?

II) Modelle der Veränderung der Zentralrollen: »Es geht auch ohne Dorfpastor«

4. Hausgemeinden/Zellbildung

Dieses Modell verfolgt einen familiären Ansatz und kann auf frühkirchliche Traditionen verweisen (oikos-Modell der alten Kirche). Es ist dadurch gekennzeichnet, dass es andere kirchliche Haupträume (Haus) und Hauptrollen (allgemeines Priestertum der Laien, Ehrenamtliche) schafft und so örtliche Nähe gewährleisten und ausbauen kann. Bei diesem Projekt ist besonders zu prüfen, ob und wie es de facto auf Ergänzungen durch anderes angewiesen ist.

5. Kleinstgemeinden ohne Pastor

Bei diesem Modell wird die Pfarramtsrolle gestrichen. Ähnlich wie bei den Hausgemeinden (4.) wird ein gemeinschaftsbezogenes Konzept verfolgt, nur stärker institutionell formal. Entscheidend ist dabei, wie die ehrenamtliche Leitung und Aufgabenerfüllung gestaltet wird.

III) Modelle der Veränderung der Zeitrhythmen: »Nicht immer, aber dafür intensiv«

6. Wanderprediger

Dieses Modell verändert bei der Zentralrolle des Pfarramts dessen Anwesenheit, indem es zeitliche Lücken zulässt, gleichzeitig aber Zeiten der intensiven Präsenz schafft. Es stellt sich die Frage, was in der Zeit zwischen den Präsenzzeiten an kirchlichem Leben passiert? Und wie wird mit »Notfällen« (Bestattungen, akuter Seelsorgebedarf, akute Organisationsentscheidungen) umgegangen?

7. Wanderbühnen, Wandertheater

Dieses Modell setzt auf besondere Einzelereignisse von Kirche. Die Angebote sind jeweils auf eine bestimmte Zielgruppe oder ein Aufgabefeld zugeschnitten. Die Frage ist, was mit dem Bedarf an Kontinuität geschieht.

8. Eventbezogen

Bei diesem Modell ist an (geistlich-kulturelle) Einzelevents mit großen Auswirkungen auf die

gesamte Örtlichkeit zu denken. Sie können als wiederkehrende überregionale Events Teil der Identität des Dorfes werden. Zu fragen ist: Sind religiöse Thematiken und helfendes Handeln integrierbar? Liegt die Beteiligung des Dorfes nur auf der Anbieterseite? Was passiert in den Zeiten ohne Event?

9. Sommer-/Winterkirchen

Dieses Modell bezieht sich auf Fälle, in denen ausgeprägte Saison-Situationen bestehen, wie es sie an touristisch ausgebauten Orten gibt. Die Frage stellt sich, ob die Win-Situation für die touristischen Besucher des Ortes tatsächlich auch eine Win-Situation für die Bewohner darstellt. Und wie ist das Modell zu ergänzen, damit die Bewohner außerhalb der Saison, wenn sie mehr Zeit haben, ebenfalls Kirche erleben?

IV) Modelle der geänderten Zuordnung von Gebäuden und Funktionen: »Was Besonderes in der Kirche« oder »Kirche woanders«

10. Kommunitäten/Klöster

Eine klassische nicht-parochiale kirchliche Gemeinschaft erhält die Aufgabe der Erfüllung der Funktionen von Parochie. Nicht so sehr in der Ausdifferenzierung, sondern in der Integration der Aufgaben liegt hier die Chance. Es kommt entscheidend darauf an, dass eine gute Verschränkung von interner Gemeinschaft und Gemeinschaft des Dorfes gelingt.

11. Evangelische Schulen

Das Modell funktioniert ähnlich wie Modell 10. Entscheidend ist, dass der Pfarrer/die Pfarrerin neben der Schule auch die pastoralen Aufgaben sorgfältig wahrnimmt.

12. Diakonisches Investment

Dieses Modell verknüpft das Kirchengebäude/Pfarrhaus mit einer weiteren kirchlichen Nutzung bzw. betraut ein anderes Gebäude mit parochialen Aufgaben im sozialen Bereich. Das Modell bietet sich gerade in solchen Regionen an, die zu den sozial prekären im peripheren Raum gehören. Es stellen sich ähnliche Fragen wie bei 10 und 11.

Die ersten Gemeinden sind unterdessen besucht. So habe ich mit Haupt- und Ehrenamtlichen der »Ev. Kirche in der Region Nördliches Zeit« (Evangelische Kirche in Mitteldeutschland) ge-

sprochen als einer eindrücklichen Form von »Entgrenzung des Raumes« (Modell 1): 28 Kirchengemeinden mit 34 Kirchengebäuden in 45 Ortschaften. In dieser Region gehen zurzeit lediglich 2,5 Mitarbeiter/innen hauptamtlich ihrem Dienst nach.

In Wolsdorf (Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig) lernte ich die Arbeit einer »Gemeindeguratorin« kennen (5). Zu Modell 6 bot sich das »Reisepastorat der Deutschen Ev.-Luth. Gemeinde in Finnland« für einen Besuch an. Und ich suchte das »Kirchspiel Metebach« auf, das mit der »Familiengemeinschaft Siloah« (EKM) verbunden ist (10).

An dieser Stelle möchte ich Ihnen nur so viel sagen: Sie dürfen gespannt sein auf die Ergebnisse der Auswertung.

Anmerkung:

¹ Die Übergabe der Forschungsergebnisse an die Öffentlichkeit erfolgt zur 2. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz am 6. Mai 2014 in Kassel. In diesem Zusammenhang werden auch die Ergebnisse des verbundenen Projektes »Landaufwärts: Innovative Beispiele missionarischer Praxis in ländlichen Regionen« vom Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung, Greifswald, vorgestellt. 

Zeit für tiefere Bohrungen – Feedback aus der Perspektive Wissenschaft

Von Dr. Thomas Schlegel

Für das Feedback aus der Perspektive Wissenschaft, das ich Ihnen präsentieren darf, habe ich vier Punkte vorbereitet. Zunächst ein formaler:

1) Die zweite Landkirchenkonferenz setzt eine Tradition der ersten fort: Sie wird maßgeblich geprägt vom Ort. Dort das Augustinerkloster in Gotha, hier das Hotel mit dem Namen, der den Theologen immer einen Kommentar abnötigt: Freigeist.

Ich habe es erlebt als freies Ambiente, was den Geist anregt. Wald, zwitschernde Vögel und eine exzellente kulinarische Versorgung servierten ein wichtiges Funktionspotential des ländlichen Raumes gleich mit: Als Erholungsraum mit Golf, Wald und Ruhe. Land als »Garten der Metropolen«, wie der Greifswalder Regionalgeograph Helmut Klüter es nennt.¹

Ich blicke zurück auf volle, aber inhaltliche und methodisch abwechslungsreiche Tage mit zahlreichen Möglichkeiten zum Gespräch. Deshalb zunächst mein herzlicher Dank und meine Anerkennung an Sie von der EKD und dem Kirchenkreis Leine-Solling!

2) Das Thema war die Pastoraltheologie. Was prägt die pfarrerliche Wirklichkeit, wie verändert sich diese, in welche Aporien gerät sie: Das war das ambitionierte Thema der Tagung. Deshalb war für mich auffällig, dass viel über die Ehrenamtlichen gesprochen wurde. In den Vorträgen, Rückfragen und auf den Exkursionen herrschte eine breite Zustimmung zum presbyterialen Bild von Herrn Lehnert: »Verantwortung vor Ort, das geht künftig nur im Plural.« Bisherige pastorale Aufgaben gilt es abzugeben oder zumindest zu teilen. Das schwang als unausgesprochener Konsens überall mit. Aber an wen kann abgegeben und mit wem geteilt werden? Sofort kommen die Ehrenamtlichen in den Blick.

Das heißt für mich: Pastoraltheologie kann nicht isoliert betrieben werden. Wenn wir über die Dynamiken von Kirche in ländlichen Räumen reden, müssen die Implikationen für die Hauptamtlichen thematisiert werden – aber eben auch die für die Ehrenamtlichen. Und hier hapert es: Den Ehrenamtlichen wurde auf dieser Konferenz zu selten eine Stimme verliehen. Man redete über

sie, aber nicht mit ihnen. Auch theologisch sollten sie berücksichtigt werden: In den letzten Jahren sind einige bemerkenswerte pastoraltheologische Entwürfe – wie etwa von Michael Klessmann² oder Isolde Karle³ – erschienen, die sich auch für ländliche Räume durchdeklinieren lassen.⁴ Aber entsprechende Ansätze für freiwillig Tätige, gar eine Theologie des Ehrenamtes, wie sie Hans-Martin Barth vor über 20 Jahren vorgekommen hat⁵, fehlt bisher. Wünschenswert wäre – wie in der Soziologie – eine eigene praktisch-theologische Engagementforschung.

Aber auch das ist zu kurz gegriffen. Denn eigentlich geht es bei Ehrenamt und Hauptamt um die Gemeindeforschung oder die ekklesialen Bilder: Was bedeutet Kirche (auf dem Land)? Wie sieht eine Gemeinde vor Ort aus? Dies scheint mir die viel zentralere und hintergründigere Frage zu sein. Hier denke ich weniger an ausgearbeitete Ekklesiologien, wie sie jüngst Uta Pohl-Patalong und Eberhard Hauschildt vorgelegt haben. Es geht vielmehr um die »inneren Bilder«, wie sie Landessuperintendent Eckhard Gorka gestern nannte. Solche Gewohnheiten, Liebgewordenes, Kulturfragen sind im Alltag ja oft handlungsleitender als dogmatische Grundsatzentscheidungen.

War physische Präsenz und das Licht im Pfarrhaus eines der emotionalsten Erwartungen an die Pfarrperson, so verändert sich diese Anforderung sofort, wenn das Gemeindebild ein anderes ist. Auf der gestrigen Exkursion in Langenholtensen wurde das deutlich. Die Ehrenamtlichen verstanden nicht einmal unsere Frage, ob es problematisch sei, dass ihre Pfarrerin nicht am Ort wohnt. Nein, die selbstbewussten Ehrenamtlichen vermittelten den überzeugenden Eindruck, dass sie Kirche repräsentieren und es genügt, wenn die Pfarrerin einpendelt.

3) Beim gestrigen World-Café waren auf den Tischen Sätze zu lesen wie: »Profil kostet nicht nur Geld, sondern auch Ärger.« »Fortschritt geht nicht ohne Schmerz.« »Fusion = Ängste Sehnsüchte in Bezug auf Geld, Stellen, Veränderung.« Eine Teilnehmerin erzählte: »Wir haben viele Leute, die beleidigt sind.« Ein anderer berichtete, dass Pfarrer den Prozess der Fusion blockiert hätten. Auf die Rückfrage nach dem Warum äußerte er: »Für

ihn stellt die Änderung in Frage, was er bis dahin gemacht hatte.«

Es war überall auf dieser Land-Kirchen-Konferenz mit Händen zu greifen, aber nirgends wurde es expliziert: Vieles dreht sich bei pastoraltheologischen Fragen um Verletzungen, Trauer und Kränkungen, Neid und Angst. Wer über Pfarrer in peripheren ländlichen Räumen nachdenkt, kommt an der emotionalen Dimension nicht vorbei. Offenbar existiert ein spezifischer Druck auf die Hauptamtlichen in ländlichen Regionen, der zu Stress, zu Unsicherheit und zu psychischen Belastungen führt.

In dieses Dickicht nicht tiefer eingestiegen zu sein, bleibt für mich das Desiderat der Tagung, aber insbesondere das der beiden Vorträge am Eröffnungstag. Denn wenn man die Literatur zu Kirche in ländlichen Räumen sichtet, gibt es kaum einen Punkt, der so breit erforscht ist wie dieser: Die psychische Situation von Geistlichen in ländlichen Räumen. Dazu muss man den deutschen Sprachraum weitgehend verlassen. Es liegen Untersuchungen aus Neuseeland, Australien, den USA und insbesondere Großbritannien vor.⁶ Ich möchte hier nur drei Schlaglichter setzen und damit zentrale Themen ansprechen:

Christopher Rutledge⁷ prüfte 2006 in der anglikanischen Kirche die »emotionale Erschöpfung« der ländlichen Geistlichen nach dem »Maslach burn-out inventory« und kommt zu dem Ergebnis, dass zwar nicht die Mehrheit, aber eine »unakzeptabel hohe Nummer der ländlichen Geistlichen Zeichen emotionaler Erschöpfung« zeigt: Immerhin 26 % fühlen sich frustriert in ihrer Arbeit und 31 % berichten, dass ihre Kraft am Ende des Tages aufgebraucht ist.

Besonders aufmerken lassen die Zahlen im Bereich »Persönliche Wirksamkeit«: Nur 37 % meinen, wirklich etwas zu erreichen in ihrem Dienst, und 12 % denken, dass sie eigentlich nichts ausrichten! Gerade in einem Amt, wo es um Berufung geht und wo – um auf Frau Pohl-Patalong zu rekurrieren – die eigene Wirksamkeit besonders wichtig ist, ist dies eine alarmierende Quote. Als eine Konsequenz lasse sich beobachten, so Rutledge weiter, dass sich die Pastoren aus »people-related activities« zurückziehen, sie schotten sich ab – auch vor Nachbarkollegen – meiden Interaktion, was freilich das Gefühl, nichts zu erreichen, erhöht – und zu weiterer Erschöpfung führt. Isolation als Problem, das sich selbst verstärkt.

Gerade über Kommunikation aber versteht sich der Großteil der Pfarrer/innen: Gerhard Wegner vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD hat vier landeskirchliche Pfarrerbefragungen daraufhin ausgewertet (Hessen-Nassau, Kurhessen-Waldeck, Hannover und Pommern). Er kommt zu dem Schluss, dass die Pastorinnen und Pastoren sich »vor allem als individuell authentische und moralisch-religiös kommunizierende Personen begreifen, die als solche für die Kirche einstehen.«⁸

Im Tätigkeitsspektrum erreichen die Felder, »in denen Pastorinnen und Pastoren mit großer Selbstständigkeit und Freiheit und in unmittelbarem Kontakt zu anderen Menschen arbeiten können« die höchsten Zufriedenheitswerte. Sie sinkt aber deutlich ab, wo organisatorische Dinge zu erledigen sind. Die Geistlichen hätten hier den Eindruck, einer Fremdsteuerung zu unterliegen. Auch wenn Gerhard Wegner die Befragungen nicht speziell für das Land ausgewertet hat, ist mit Händen zu greifen, dass bei einer Vergrößerung der Pfarrsprengel die Zufriedenheit der Pfarrer sinken wird, einfach, weil die organisatorischen Aufgaben zunehmen werden.

Auf andere Auswirkung eines »Mehr-Gemeinden-Pfarramtes« weist schließlich die sehr aktuelle Studie von Leslie Francis und Christine Brester hin.⁹ Sie befragten 613 Hauptamtliche in Wales und England und waren auf der Suche nach Stressfaktoren, die die Vergrößerung der Arbeitsbereiche mit sich bringt. Im Ergebnis berichten 59 % von Stress, wo es um die Bedürfnisse verschiedener Gemeinden geht, denen man gerecht werden muss. Für 56 % bedeutet es Stress, bürokratische Dinge für verschiedene Gemeinden zu erledigen und für 51 %, in verschiedene Kommunen involviert zu sein.

Vor allem, so die Autoren, spiegelte sich darin eine Rollenunsicherheit: Sei klassischerweise der Pfarrer Teil der Gesellschaft vor Ort, der sich ganz für die Belange des Dorfes einsetzt, so kann er dies in einem Pfarramt mit mehreren Gemeinden nur noch vortäuschen – und das lasse ebenfalls unbefriedigt. Er oder sie schafft es nicht mehr, an mehreren Orten wirklich präsent zu sein. Pfarrer-Sein heißt weniger Hirte-Sein als vielmehr Apostel-Sein. Mit diesem Rollenwechsel verschiebt sich aber sehr viel, was auf dieser Tagung auch angeklungen ist.

Übrigens hat die Studie auch ergeben, dass dies bereits ab drei Predigtstellen so ist. Wie viele dann hinzu kommen, sei mehr oder weniger irre-

levant. Junge Frauen, Berufseinsteiger, sie seien vor allem betroffen.

4) Dies war die zweite Land-Kirchen-Konferenz. Das Thema »Kirche in der Fläche« ist im Reformprozess inzwischen fest verankert. Wenn ich auf die bisher vier Jahre zurückschaue, nehme ich eine gewisse Beruhigung wahr. Nicht, dass das Thema nun erschöpfend bearbeitet wäre. Nein, es ist vielmehr eine oberflächliche Sättigung vorhanden. Die Herausforderungen sind benannt, ein Überblick ist gewonnen, die Erfahrungen ausgetauscht. Nun ist es Zeit für tiefere Bohrungen.

Da wartet auch Beunruhigendes, was man freilich gern zugedeckt lassen möchte. Denn die Probleme stellen Grundsätzliches in Frage. Was meine ich? Im Vortrag von Olliver Heinemann blitzte es auf: Er erzählte von seinem ersten Besuch in die Region »Nördliches Zeitz« – mit 34 Kirchen und 45 Orten. Für den ganzen Bereich stünden 2,5 Stellen zur Verfügung. Als er das berichtete, ging ein Raunen durch den Saal, einige schüttelten den Kopf, andere lachten, manche schauten betroffen. Wie kann man das verstehen, als Verlegenheit, als Unverständnis? Ich deute es als Ratlosigkeit, was die wirklich drängenden Probleme des Landthemas angeht:

Wie soll man kirchliches Leben an 34 Kirchorten gestalten? Ist kirchliche Arbeit nach bisherigen Vorzeichen hier nicht absurd? Ein Versorgungsdenken, selbst in den Bahnen einer Grundversorgung funktioniert nicht mehr. Aus anderen Orten hört man von Abbrüchen. Ein Superintendent aus der Schlesischen Oberlausitz berichtete gestern von einer Region, in der alle Kirchen saniert seien und auch ein Pfarrer zuständig sei, in der sich jedoch kaum einer als Gemeinde versammelt. Er fragte: »Was ist, wenn es keine Gemeinde mehr vor Ort gibt?« Der periphere Raum mit diesen Herausforderungen ist unterhalb des Radarschirms geblieben, eigentlich fast auf der ganzen Land-Kirchen-Konferenz. Für mich ist es Ausdruck von Ratlosigkeit, die wohl in Sprachlosigkeit mündet.

Es ist die Ratlosigkeit, die auch Dietrich Bonhoeffer befiel, als ihm Georg Vibrans, sein ehemaliger Student, 1936 aus einem Dorf bei Wittenberg erzählte. Dort war der Gottesdienstbesuch fast völlig zum Erliegen gekommen. »Dein Bericht über Schweinitz ... macht mich nicht weniger ratlos als Dich. Ich habe heute gerade in einem Brief an Staemmler geschrieben, dass ich der Meinung bin, dass eine Neuordnung des Kräfteinsatzes stattfinden muß. Wenn ein Dorf nicht

hören will, dann gehen wir ins andre. Es gibt da Grenzen. Nun musst Du natürlich zunächst durchhalten. Aber Du musst eben jeden Tag so arbeiten, dass Du eines Tages mit gutem Gewissen sagen kannst: es ist hier gepredigt worden und sie haben nicht gewollt. Oder es geschieht das Wunder und sie hören wieder.«¹⁰ Im weiteren Verlauf des Briefes rät Bonhoeffer zu Besuchsarbeit, einem Hirtenbrief und einer Gemeindeversammlung, bleibt aber vorsichtig: »Ja, viel sagen kann ich Dir wirklich nicht.«

Vermutlich geht es manchem Besucher dieser Land-Kirchen-Konferenz ähnlich. Einige Situationen, wie die Personalabdeckung im Nördlichen Zeitz, führen zunächst zu Sprachlosigkeit und Ratlosigkeit. Für den weiteren Umgang mit der »Kirche in der Fläche« ist es aus meiner Sicht geboten, diese Ratlosigkeit zunächst erst einmal auszuhalten. Durch das unangenehme Verharren in der Aporie wird man der Herausforderungen ansichtig, die hier bestehen. Sie sollten klar benannt und beschrieben werden – ohne zu beschönigen aber auch ohne zu dramatisieren. Wissenschaftliche Untersuchungen sollten die Lücke untersuchen und die Kirchenleitungen sich ihr mutig stellen. An der Ratlosigkeit können wir zu einer wartenden, bittenden und hoffenden Kirche reifen.

Zum Zweiten plädiere ich für eine Umkehr der Sichtweise. Wie es das Trinitatisgespräch¹¹, ein weiterer Gemeindeaufbauimpuls aus der Bekennenden Kirche, vorschlägt: Entkirchlichte Zonen sind nicht als Rückzugsraum, sondern als Missionsland zu betrachten. Superintendenten, Christen und Pfarrer sollten nicht sagen: »Dort gibt es keine Kirche mehr! Bald wird das Licht ausgemacht.« Stattdessen müsste es heißen: »Dort gibt es noch keine Kirche. Wir entfachen das Licht (neu) in dieser Region.« Dann wird das Denken einer flächendeckenden Rundumversorgung verlassen. Dann wird der ländliche Raum nicht als etwas gesehen, was zu halten ist, sondern als etwas, dem künftig das missionarische Bemühen gilt. Es herrscht nicht Defizitorientierung, sondern konstruktive Erwartung. Die ländlichen Räume sind nicht Gegenden, aus denen die letzten Pfarrer abgezogen werden, sondern in die wieder – sicher punktuell – Missionare ausgesandt werden.

Drittens: In den letzten Jahren hat sich mit hoher Geschwindigkeit eine Idee multipliziert, die nach meinem Dafürhalten eine zarte Antwort auf die personellen Engpässe an der Peripherie ist. Gestern Abend erzählte mir eine Frau aus dem hiesigen Kirchenkreis Leine-Solling begeistert von dem

Gottesdienst in ihrem Dorf. Sie geriet richtig »in Fahrt«: der schöne Schmuck, die vielen Kerzen, die schöne Musik und vor allem die tolle Gemeinschaft im Anschluss. Nach einigen Minuten dämmerte es mir: Sie redet von einer Zusammenkunft ohne Hauptamtlichen; nach dem Modell, das Landessuperintendent Eckhard Gorka gestern erwähnt hat: *Einfach. Gottesdienst. feiern*. Ähnliches gibt es inzwischen überall im Land, die Gemeindeagende Egel, das Andachtsprojekt »Zurück zu den Quellen« im Kirchenkreis Schleiz, usw. Schlichte, kleine liturgische Formen verankern das Gebet, den Lobpreis und das Wort Gottes neu in der Fläche, auch in aller kleinsten Orten – wie in dem 43-Einwohner-Meiler Mönchgrün im Süden Thüringens. **Kirche konstituiert sich dort neu. Sie wächst, es bildet sich *communio sanctorum* – um das Wort Gottes und ein schlichtes Gebet.** So kann ich mit der Antwort einer jungen Pfarrerin aus unserer gestrigen Arbeitsgruppe schließen. Auf die Frage, was Kirche in der Fläche lassen solle, meinte sie: »Die Angst, dass wir als Kirche sterben könnten.«

Anmerkungen:

¹ Vgl. Klüter, Helmut, *Garten der Metropolen. Ein neues Leitbild für die ländlichen Räume Nordostdeutschlands*, in: Dünkel, Frieder/Herbst, Michael/Schlegel, Thomas (Hgg.), *Think rural! Dynamiken des Wandels in peripheren ländlichen Räumen und ihre Implikationen für die Daseinsvorsorge*, Wiesbaden 2014, 283-298.

² Klessmann, Michael, *Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie*, Neukirchen-Vluyn 2012.

³ Karle, Isolde, *Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft*, 3. Aufl., Gütersloh, 2011.

⁴ Martin Alex rezipiert u.a. die beiden Entwürfe und fragt nach ihrer Plausibilität in peripheren ländlichen Räumen, vgl. *Allein auf weiter Flur? Zum Pfarrbild in ländlich-peripheren Räumen*, in: Clausen, Matthias/Herbst, Michael/Schlegel, Thomas (Hgg.), *Alles auf Anfang. Missionarische Impulse für Kirche in nachkirchlicher Zeit*, Neukirchen-Vluyn 2013, 42-68.

⁵ Barth, Hans-Martin, *Einander Priester sein. Allgemeines Priestertum in ökumenischer Perspektive*, Göttingen 1990.

⁶ Vgl. jüngst Miles, Andrew/Proeschold-Bell, Rae Jean, *Are rural clergy worse off? An examination of occupational Conditions and pastoral experiences in a sample of United Methodist Clergy*, in: *Sociology of Religion* 73 (2012), 23-45. Siehe auch Burton, J + C, *Public People, Private Lives. Tackling Stress in Clergy Families*, London 2009. Davey, J., *Burnout. Stress in Ministry*, Leominster 1995. Evers, W/Tomic, W, 'Burnout among Dutch Reformed Pastors', in: *Journal of Psychology and Theology* 31 (2003), 329-338.

⁷ *Burnout and the practice of ministry among rural clergy: looking for the hidden signs*, in: *Rural Theology* 4 (2006), 57-65.

⁸ *Lustvoll überfordert sein. Wie verarbeiten Pastorinnen und Pastoren ihre beruflichen Anforderungen?* (vgl. www.ekd.de/si).

⁹ Francis, Leslie J./Brewster, Christine E., *Stress from Time-related Over-extension in Multi-parish Benefices*, in: *Rural Theology* 10 (2012), 161-178.

¹⁰ Brief vom 27.6.1936 an Gerhard Vibrans (Nr. 90), in: *Die Finkenwalder Rundbriefe. Briefe und Texte von Dietrich Bonhoeffer und seinen Predigerseminaristen 1935-1956*, hg.v. Eberhard Bethge et. al., (= Dietrich Bonhoeffer Werke 14), Gütersloh 2013, 180f.

¹¹ Ein Trinitatisgespräch von 1941, vgl. dazu Christian Möller, *Lehre vom Gemeindeaufbau*, Band I, Göttingen 1987, 21ff. 

Damit der offene Himmel erkennbar bleibt – Feedback aus der Perspektive Ökumene

Von Dr. Dagmar Winter

Ich bedanke mich sehr herzlich für die Einladung zu dieser 2. Land-Kirchen-Konferenz. Für mich war sie ausgesprochen anregend, ich habe besonders die breite nationale Beteiligung geschätzt, von Nord nach Süd und von Ost nach West, auch über die Grenze hinaus in die Schweiz (und schließlich bin ich selbst aus England angereist). Mit dieser Prozessbeobachtung möchte ich Ermutigungen und Ermunterungen sowie ein paar Anfragen mitgeben. Ich sehe vier Themenkreise, die sich allerdings, wie es der Sache gemäß ist, stark überlappen.

A Gemeinschaft – das menschliche Miteinander

Ein Schwerpunkt der Gespräche lag in der Zusammenarbeit miteinander und in der Frage, wer die Adressaten der kirchlichen Arbeit sind.

Zum einen geht es um *Hauptamtliche*, und es scheint mir wichtig, hier nicht nur die Ordinierten, sondern auch Gemeindepädagogen, Jugendleiter, Angestellte der Diakonie etc. in den Blick zu nehmen. Die Nicht-Ordinierten mit ihren besonderen Fähigkeiten werden allzu leicht unterbewertet oder übersehen. Zum anderen wurden die *Ehrenamtlichen* oft ins Gespräch gebracht, die sich engagieren und maßgeblich für die Lebendigkeit einer Kirchengemeinde verantwortlich sind. Zum Grundstock gehört aber auch die *regelmäßige Gemeinde*, die bei Gottesdiensten und anderen kirchlichen Veranstaltungen mit einer gewissen Verlässlichkeit präsent ist. Seltener in den Blick traten bei unserer Konferenz jene evangelischen *Kirchensteuerzahler*, die nicht regelmäßig am Gemeindeleben teilnehmen, sowie die breite Öffentlichkeit (Christen anderer Konfessionen, Nicht- oder Nichtmehr-Christen, Menschen anderer Religionen, Agnostiker und Atheisten). Die Rolle der Öffentlichkeitsarbeit für die letzten beiden Gruppen scheint mir wichtig. Die dafür nötige Außenperspektive ermöglicht neue Prozesse, die bei der Binnenperspektive erschwert sind.

Im Laufe der Konferenz stellte sich mir zunehmend die Frage, wie wir (besonders im ländlichen Raum mit starkem Lokalpatriotismus) Glaubensidentität verstehen und wie diese sich zur

Lokalidentität verhält. Unsere kirchlichen Strukturen und Umstrukturierungen können suggerieren, dass Glaubensidentität viel wichtiger sei als Lokalidentität. Das ist m.E. eine falsche Alternative. Eine kontextbezogene Theologie wird Lokalidentität als eine Gabe entdecken wollen, in der Glauben Gestalt annehmen kann. Wie kann dem Rechnung getragen werden mit kirchlichen Strukturmodellen, die finanzierbar sind? Lassen sich z.B. lokal verwurzelte christliche Traditionen und 'Glaubenshelden' mit dem Stolz auf das Heimatdorf verbinden, so dass neue Energien freigesetzt werden, die in der Liebe zur Heimat auch die Liebe zum christlichen Glauben entdecken? Mir scheint, zuweilen hat die evangelische Kirche mit ihrem 'protest'-antischen Ethos (und aus der Erfahrung des Faschismus einerseits auch berechtigt) eine unglückliche Gabe, allem Volkstümlichen gegenüber vor allem abwertend kritisch zu sein. Doch es geht hier nicht um Populismus, sondern um die Entdeckung von Gottes Gegenwart und Handeln *in* dieser bestimmten Kultur und Dorfgemeinschaft.

B Strukturen

Das führt zu meinem zweiten Themenkreis: Strukturen. Strukturveränderungen waren vielfach das Thema, vor allem Fusionen.

Unsere Erfahrung in England ist es, dass wir zunehmend kritisch fragen, wem Fusionen dienen: dem Klerus, der Kirchenverwaltung, der Kirchengemeinde oder dem Ort? Wir untersuchen die Widerstände gegen Fusionen und fragen, warum blockiert wird. Viele Gemeinden sind in tiefer Trauer über neue Realitäten und reagieren so, wie Trauernde eben reagieren: mit Negation, mit Zorn, mit Depression; das muss ernstgenommen werden. Und schließlich müssen wir auch bereit sein, zuzugeben, dass manche Blockaden auch berechtigt sind: Wenn etwa Strukturveränderungen am grünen Tisch entschieden werden und vor allem dem bürokratischen Prozess dienen, statt den natürlich gewachsenen Strukturen und Gliederungen Rechnung zu tragen.

Neue Formen der Verkündigung, sei es am Denkmal zur Judenverfolgung, an der alten Dorfeiche, oder im Dorfgemeinschaftshaus oder Dorf-festzelt können dazu beitragen, dass die Kirche

als ein lebendiger, integraler Teil der Dorfgemeinschaft agiert. Entscheidend ist m.E. die Einbindung der Laien. Pfarrerrinnen und Pfarrer müssen lernen loszulassen, Gruppen von Laien begeistern und befähigen, Andachten und Gottesdienst zu leiten. Das heißt, dass die Rolle des Gemeindepfarrers oder der -pfarrerin sich stark wandelt.

Dass zur nächsten Landkirchenkonferenz auch Laien eingeladen werden sollen, ist richtig und wichtig und ein gutes Zeichen für die Zukunft.

Sachlich zu den Strukturfragen möchte ich anmerken:

Im Vergleich zur Ämtervielfalt der Church of England gibt es in Deutschland kaum Beauftragungen für den offiziellen kirchlichen Dienst für Ehrenamtliche. Das Prädikantenamt ist eher unterentwickelt. Das hat m.E. etwas mit der professionellen Kultur in Deutschland zu tun, im Vergleich zur Amateurlkultur in England. Beide Kulturen haben Stärken und Schwächen. Einerseits steht die Wertschätzung der Universitätstheologie in Deutschland einer gewissen Intellektuellenfeindlichkeit in England gegenüber. Andererseits wird in Deutschland das freiwillige Engagement vor allem in den westlichen Gliedkirchen zuweilen gelähmt durch die Erwartung von professionellen und durch die Kirchensteuer bezahlten Dienstleistungen.

Die Fresh-Expressions-Erfahrung in England lehrt, dass wir nach dem Verhältnis fragen müssen von Parochie zu den neuen kirchlichen Entwicklungen gemäß den Modellen, die Olliver Heinemann vorstellte. Es ist wichtig, diese Beziehungen im Sinne gegenseitiger Bereicherung positiv zu besetzen, ohne Konkurrenzgefühle, damit keine Energien verloren gehen.

Schließlich zwei Randbemerkungen zu den Strukturen.

1. An dem wunderbaren Diakonie-Beispiel in Uslar wurde mir erneut der Wert der *Kirchensteuerentnahmen* deutlich: ehrenamtliches Engagement ist unersetzlich, braucht aber Rahmenbedingungen, die durch die Kirchensteuer ermöglicht sind. Ohne die für die Initiative angestellte Sozialarbeiterin wäre das Projekt nicht zustande gekommen.

2. Mehrfach war in unserer Konferenz von der Aufhebung der *Residenzpflicht* die Rede. Obwohl wir – in England wie in Deutschland – natürlich nicht mehr in jedem Dorf und Weiler eine Pfarr-

stelle mit bewohntem Pfarrhaus haben, so ist es im öffentlichen Diskurs für die Church of England nach wie vor ein großer Glaubwürdigkeitsbonus, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht pendeln, sondern prinzipiell in entlegenen oder unpopulären Gegenden auch selbst wohnen. Hierbei geht es nicht um 'flächendeckende' Pfarrhauspräsenz, sondern um die grundsätzliche Affirmation von Menschen, die in strukturschwachen Gebieten leben. Wenn alle anderen Dienste abgezogen und in einer relativ weit entfernten Stadt mit Stadtkultur zentralisiert angesiedelt werden, ist es zeichnend und solidarisch, dass der Pfarrer oder die Pfarrerin nicht auch von der Stadt einreisen, sondern in einem der vielen Dörfer oder Weiler lebt. Das Prinzip gilt übrigens für problembeladene ländliche Regionen wie für problembeladene Innenstadtbereiche.

Schließlich, meine Beobachtung bei den Diskussionen um Zusammenlegungen von Gemeinden und pastorale Versorgung ist in England wie hier: Gar zu gern sind wir verliebt in Strukturfragen und meinen, wenn nur die Strukturfragen gelöst sind, dann seien wir am Ziel. Tatsächlich können Strukturfragen aber auch Schaumschlägerei sein, die uns das Gefühl geben, wir tun ja was mit dem Problem. Stattdessen sind wir aber lediglich dabei »to re-arrange the deckchairs on the Titanic« (die Liegestühle auf dem Deck der Titanic um zu arrangieren). Wir gehen den eigentlichen und tiefen Fragen aus dem Weg, z.B. wie wir Menschen mit der Botschaft des christlichen Glaubens erreichen.

C Theologie und Ekklesiologie

Die Rolle der *gläubigen Gemeinde* wurde viel beschworen, aber was damit eigentlich gemeint war, könnte m.E. mit Gewinn genauer betrachtet werden. Denken wir an CA VII?

Parallel dazu stellte sich mir auch die Frage nach dem *Amtsverständnis*, und hier wurden unterschiedliche Akzente in der Konferenz gesetzt, einerseits stark das theologische Lehramt, andererseits die Repräsentanz der Kirche oder der Hinweis auf die Gegenwart Gottes.

Für die weitere Reflexion könnte eine *Auseinandersetzung mit den theologischen Impulsen* in den Referaten von Pohl-Patalong, Lehnert und Dröge im Zusammenhang mit einer Untersuchung der Modelle von Olliver Heinemann fruchtbar sein – vor allem, wenn das Gespräch nicht nur mit »Funktionären«, sondern auch mit ehrenamtlichen und engagierten Gemeindegliedern geführt werden würde.

D Konfessionen und Ökumene

Lieb und Leid einer reformierten Ekklesiologie wurde deutlich, als der Schweizer Kollege die ‚mittlere Ebene‘ in den deutschen Landeskirchen beneidete! Für mich interessant, dass die konfessionellen Unterschiede zwischen lutherisch, reformiert und uniert in den Diskussionen überhaupt keine Rolle zu spielen schienen. Und verwunderlich schließlich auch, dass andere (nicht-EKD) Kirchen praktisch nicht vorkamen.

Vielen Dank für die Einladung zur Teilnahme an dieser Konferenz. Ich habe viele Anregungen und Impulse bekommen. Die Projekte haben mich beeindruckt. Besonders bereichert wurde ich durch die Jugendandacht und durch das schöne Wort »dass der Himmel offen bleibt« als Beschreibung des kirchlichen Auftrags (Thies Gundlach). Kein schlechter Titel für unsere weiteren Überlegungen zur Kirche auf dem Lande: wo alles schließt, bleibt Kirche offen, damit der offene Himmel erkennbar bleibt. Wie diese offene Kirche aussieht und sich gestaltet, wird allerdings sehr unterschiedlich sein. 

Zukunft ist das Thema

Andacht zur Eröffnung der 2. Land-Kirchen-Konferenz

Von Heinz Behrends

Letzten Sonntag, Abendgottesdienst in St. Sixti. Es regnet schon seit 30 Stunden. Pastor Burfien begrüßt die Gottesdienstbesucher und sagt: »Wäre die Botschaft Jesu so froh gewesen, wenn er in Süd-Niedersachsen gewirkt hätte?« Toller Perspektivwechsel. Mich hat der Kollege angeregt zu fragen: »Wäre die Frohe Botschaft anders ausgefallen, wenn Jesus ein Stadtmensch gewesen wäre?«

Die Bilder, in denen er das Kommen des Reiches Gottes verkündigt, sind eindeutig Bilder aus dem ländlichen Raum. Die vierfache Saat und der Sämann. Der reiche Kornbauer. Ährenausraufen am Sabbat. Die Ernte als eschatologisches Ereignis. Der Feigenbaum. Die Arbeiter im Weinberg. Der Hoferbe als Bruder des verlorenen Sohnes. Jesus steigt auf einen Berg, nicht auf den höchsten Turm der Stadt. Seine wunderbare Brotvermehrung ereignet sich auf dem Feld, sie lagern im Gras. Selbst die Fischer sind Binnensee-Fischer. Nazareth und Kapernaum sind Kleinstädte im ländlichen Raum, kleiner als Northeim und Einbeck.

Jesus von Nazareth ist ein Landkind. Er zog mit den Jüngern durch das ländliche Galiläa (Mk 9,30) mit seinen Dörfern (Mk 8,27). Die Stadt mit ihren Macht-Strukturen und Kulturen bringt ihn um.

Aber er muss in die Stadt gehen, um seine Botschaft auf den Punkt zu bringen. Die Kommunikationsstrukturen sind anders in der Stadt als auf dem Lande. Ich war 10 Jahre City-Pastor an der Marktkirche in Hannover. Wenn sich 30 Jugendliche Hooligans am Kröpcke prügelten, war eine Hundertschaft Polizei da, alle Welt berichtete. Wenn sich 30 Jugendliche in der Feldmark prügeln, nimmt es niemand wahr. Die Aufmerksamkeit liegt auf der Stadt, Menschen in Ballungsräumen. Die Entscheidungen fallen in der Stadt. Die EKD residiert in Hannover, nicht in Fredelsloh. »Als die Zeit erfüllt war, da wandte er sein Angesicht, stracks nach Jerusalem zu gehen (Lk 9,51).

Die Bilder der Predigt Jesu sind Erfahrungen des ländlichen Raumes. Die intellektuellen Evangelis-

ten haben sie nicht gelöscht oder verfälscht. Wäre die Botschaft anders ausgefallen, wäre Jesus ein Stadtkind gewesen? Verstanden wurde er auf dem Lande.

Wir nutzen die Überschaubarkeit im ländlichen Raum, die unkomplizierten Wege für unsere kirchliche Arbeit. Versuchen Sie einmal in der Stadt etwas durchzusetzen oder kommen Sie nach Leine-Solling.

Im wichtigsten Teil seiner Verkündigung geht Jesus aber weit über das Denken von Stadt und Land hinaus. Er beschäftigt sich nicht mit der Vergangenheit. Seine Botschaft ist auf Zukunft aus. »Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut zurück, ist nicht gesandt zum Reiche Gottes.«

Ich visitiere gerade fünf Landgemeinden und eine Stadtteilgemeinde. Die Landgemeinden schreiben in ihren Gemeindeberichten: »Wir wollen das Traditionelle bewahren und Neues wagen.«

Das Traditionelle, das Jesus bewahrt hatte, war seine Neuauslegung des Gesetzes Mose, der Weisung Gottes. Der Schlüssel des Gesetzes ist die Liebe, sagte er. Ansonsten nur Zukunft, Zukunft ist sein Thema.

Gott hinterlegt diese Verheißung, indem er seinen Sohn auferweckt hat. Ich habe in meiner letzten Osterpredigt gesagt: »Ich will mich mit meinen 65 Jahren nicht mehr mit dem beschäftigen, was sterben will oder schon gestorben ist. Ich will Zeit und Kraft mit denen verbringen, die Zukunft gestalten wollen.«

»Abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit.« Selbst die Bibel des Predigers aus Nazareth, das Alte Testament, stärkt seinen Willen zur Zukunft.

So seien Sie denn nun willkommen im bewölkten und sonnigen Süden Niedersachsens. Die warmen Herzen der Südländer empfangen Sie. Die Frohe Botschaft von der Liebe Gottes präge alle unsere Gespräche und Wahrnehmungen in diesen drei Tagen. 

Der Geruch von tausend Gebeten

Andacht der Evangelischen Jugend in der Klosterkirche Wiebrechtshausen

Von Johanna Fröchtenicht, Ronja Helmchen und Jan Mönnich

Monolog

Das ist sie also, die Klosterkapelle Wiebrechtshausen. Helle Wände, die dunklen Torbögen als Kontrast, dass es schon fast majestätisch wirkt. Wie viele Gebete in diesen Wänden stecken müssen: Danksagungen, Klagen, Hilferufe und Freudenschreie – all das verbirgt sich hinter diesem rauen Gestein. Wenn diese Wände sprechen könnten, jeder einzelne Stein könnte stundenlang erzählen.

Wenn ich hier über diese aufwendig gefertigten Verzierungen streiche, sind sie kalt, ich rutsche immer wieder ab und muss mich neu orientieren. Doch eben diese Säule ist nicht nur kalt und hart, sondern war sicherlich auch schon ein Trostspender, ein Zufluchtsort und ein Zuhörer, war nicht kalt sondern strahlte Wärme und Geborgenheit aus.

Wie viele Menschen wohl schon hinter diesem Altar standen und von hier aus die Kirche einmal anders betrachtet haben. Den Blick ins Kirchenschiff kennt man, den Blick in die Gemeinde. Und auch der Blick auf den Altar ist nichts Exotisches, man sieht das Kreuz, Jesus, der für uns alle am Kreuz gestorben ist, und ein paar Kerzen, die Bibel und alles, was dazu gehört. Doch von hier hinten sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.

Und ob sich wohl schon einmal jemand getraut hat, sich hier drauf zu stellen? Auf die Kanzel? Sie wirkt gar nicht so majestätisch wie der Rest, sondern eher als solides Grundgerüst, stabil ist sie auf jeden Fall. Von hier aus kann ich auch die Orgel viel besser sehen. Wer achtet schon auf die Orgel, die dort oben so versteckt steht. Den meisten fällt sie doch erst auf, wenn die ersten Pfeifen auf sich aufmerksam machen und die Kapelle mit ihrem Klang erfüllen. Dabei ist dieses Instrument genauso majestätisch wie auch die Torbögen.

Und auch die Mystik findet ihren Platz, wenn ich mir diese Grabstätte hier anschau. Ich traue mich gar nicht, sie zu berühren, immerhin liegt hier Herzog Otto der Quade, welcher im Kirchenbann starb und erst später seine letzte Ruhestätte hier fand.

Alles wirkt durch das Alter schon fast ein wenig befremdlich, als hätte es einen Hoheitsanspruch der Jugend gegenüber. Dabei würde ich diese Lampen schon fast als Versuch werten, das Moderne in die Kapelle zu bringen, 60er-Jahre-Chick, war ja mal modern.

Vielleicht war das alles einmal modern, damals, als die Zisterzienserinnen Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hier ebenso versammelt saßen wie wir und Gottesdienst gefeiert haben. Über Jahrzehnte, sogar Jahrhunderte hinweg beteten diese Nonnen hier, und jetzt sitzen wir hier, nachdem die Klosterordnung, die die evangelische Umgestaltung der Klöster regelte, 1588 unter Elisabeth von Brandenburg auch hier umgesetzt wurde.

Damals konnte sich vermutlich noch niemand vorstellen, dass es genau in dieser Kapelle auch einmal richtig laut werden könne. Bei weitem noch lauter als der volle Anschlag der Orgel. Wenn ich durch die Reihen gehe, muss ich an die vielen jungen Menschen denken, mit denen ich hier bei »Rock im Kloster« zusammen saß, Gottesdienst gefeiert, gesungen und getanzt habe, und wir das Kloster rockten, im wahrsten Sinne des Wortes.

Und auch die Jüngsten finden hier Anknüpfungspunkte, während sie sich im Zuge der Kinderkirchen-Tage in eben diesen Gemäuern tummeln.

Wenn ich jetzt die Augen schließe und tief einatme, frage ich mich, ob das der Geruch der aber-tausenden Gebete ist, die in der Luft liegen.

Verkündigung

Jetzt sitze ich hier in dieser Kirche und frage mich, wo ich mich selbst in diese lange Kirchen-Tradition einreihen kann.

Ich will diese alte Tradition bewahren, denn was 2000 Jahre währt, muss gut sein. Das Evangelium ist keine verstaubte Botschaft, sondern bleibt auch für mich aktuell. Aber gleichzeitig will ich auch aktuell bleiben und meine eigenen Ideen und Glaubensvorstellungen einbringen. Ich will diese durchbeteten Wände füllen mit neuen Gebeten, mit neuen Liedern widerhallen lassen und neue Gemeinschaft suchen.

Kirche bedeutet Gemeinschaft; Gemeinschaft von Menschen und ihren Glaubensvorstellungen. Im Glaubensbekenntnis schließt sich all das zusammen, was uns als Christen vereint, was unseren christlichen Glauben ausmacht. Dazu kommen die eigenen Ideen, die ganz persönlichen, die sich durch das persönliche Verhältnis zu Gott ergeben. Aber egal wie individuell sich der eigene Glaube gestaltet, eines bleibt klar:

Lesung: Matthäus 16,-13-16:

Da kam Jesus in die Gegend von Cäsarea Philippi und fragte seine Jünger und sprach: Wer sagen die Leute, dass der Menschensohn sei? Sie sprachen: Einige sagen, du seist Johannes der Täufer, andere, du seist Elia, wieder andere, du seist Jeremia oder einer der Propheten. Er fragte sie: Wer sagt denn ihr, dass ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!

Wenn wir gefragt werden, wer Jesus sei, dann antwortet jeder Christ: Jesus ist der Christus, der Sohn Gottes. Nicht nur Wunderheiler, Lehrer und Revolutionär, nein, vor allem ist er der Christus. Das sagte Petrus, das sagten die Gläubigen vor 500 Jahren und das sagen wir Jugendliche hier und heute mit unseren neuen Ideen:

- Ich träume von einer Kirche, die Kinder und Jugendliche ernst nimmt. Die die Spannung zwischen Tradition und »Neuem wagen« will und aushält. Dazu muss sie mutig sein und darf sich nicht hinter dicken Kirchenmauern verstecken.
- Der Glaube ist für mich ziemlich persönlich. Es geht ja um eine Beziehung zwischen Gott und

mir. Er ist an meiner Seite und immer für mich da. Auch wenn ich ihn nicht sehe, spüre ich ihn, wie ein Windhauch im Blätterdach eines Baumes.

- Unsere Gesellschaft verliert mehr und mehr den Menschen aus dem Blick. Täglich werden wir von Medien und dem Mainstream beeinflusst. Hier ist das anders. Hier ticken die Menschen anders.
- In einer christlichen Gemeinschaft habe ich die Möglichkeit, mich in einem geschützten Raum auszuprobieren, ich kann und vor allem darf ich Fehler machen. Hier kann ich mich entdecken und meine Ideen einbringen.
- Für mich ist die Bibel ein Buch voller Glaubenserfahrungen von Menschen mit Gott. Heutzutage wirft sie viele Fragen auf. Ich will und suche Antworten ... von Dir?
- Nachfolge heißt für mich Handeln. Ich will mitmischen. Mich einmischen. Mitgestalten. Und zwar so, wie wir ticken. Unsere Lebensplanung und Lebenswirklichkeit muss dabei eine Rolle spielen.

Auch in hundert Jahren werden unsere Urenkel sagen, dass Jesus der Christus ist. Und vielleicht werden wir die Ideen und Vorstellungen unserer Urenkel seltsam finden, aber unsere Ideen finden die Erwachsenen von heute bestimmt auch seltsam. Was uns, die Gläubigen von früher und unsere Nachfolger vereint, ist das gemeinsame Bekenntnis zu Gott, seinem Sohn und dem Heiligen Geist. **D**

Eins, zwei, drei Morgenandacht am 29. Mai 2013

Von Arnold Liebers

Liebe Brüder und Schwestern,

»Aller guten Dinge sind drei...«

»Erstens... zweitens... drittens...« – Wer wirklich schlagkräftig und strukturiert argumentieren will, der fährt in der Regel drei gute Gründe auf.

»... Zwei, drei« wird angezählt, dann legen die Musiker los.

»... Zwei, drei...« – und dann hau ruck, das Klavier wird angehoben und über die Treppe hoch in die 4. Etage gewuchtet. Oder der dicke Pfahl wird in den Boden geschlagen.

Dreidimensional sehen wir unsere Wirklichkeit. Das Dreieck ist die stabilste Verbindung. Aller guten Dinge sind drei.

In seinem Namen, im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, brach man den Acker um, brach man den neuen Laib Brot an, begann man den Tag und die neue Woche.

Und heute...?

Von einem schon älteren Glasermeister aus meiner früheren Gemeinde hörte ich zu Beginn einer Exkursion nach Israel, als wir im Flugzeug unsere Plätze eingenommen hatten, so ganz leise, eher nur für sich gesprochen: »Nun walt's Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist.«

Ja, warum sollen wir uns heute mit weniger begnügen...?

Oder brauchen wir diese Worte nur noch als formales Eingangsvotum für den Gottesdienst? Wir haben mehr Güter denn je. Uns geht es gut. Ja, wir sind noch immer eine reiche Kirche.

Aber manchmal scheint es allenthalben so zu sein, wie es Werner Heisenberg schon vor rund 60 Jahren auf den Punkt gebracht hat: »Wir haben alle Mittel, aber keine Ziele...«. Wir sind eine reiche Kirche. Gott sei Dank, nicht nur materiell, sondern auch geistlich.

Und deshalb brauchen wir uns auch unseres Daseins, unserer Botschaft nicht zu schämen.

Und deshalb brauchen wir uns auch nicht »anzubiedern« oder dem »Zeitgeist« hinterher zu rennen. Denn wir haben das höchste Gut: Gott.

Das ist Sinn. Und das ist wirklich Liebe. Denn: »Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.« (1. Joh. 4, 16b) Und so ist Gott eben kein einsamer Herrscher, sondern er ist mit sich selbst in Beziehung:

Als Vater, als Sohn, als Heiliger Geist.

Und in all dem ist er auf Beziehung aus – zu uns.

Und diese Beziehung zu Gott, dem Dreieinigen, lässt mich erkennen: Ich lebe von Gaben, von Vorgaben, von Zusagen, von Bedingungen, die ich mir nicht selber verdanke. Gaben, Vorgaben, Bedingungen, Zusagen vom Dreieinigen Gott, die um so vieles größer, höher, älter, beharrlicher, tragender sind als ich es bin, wie z.B.:

»Solange die Erde besteht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht...« (1. Mose 8,22)

Und: »Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet...« (Jes 66, 13)

Und: »So sehr hat Gott diese Welt lieb, dass er seinen Sohn gab, damit niemand verloren geht, sondern alle versöhnt, befreit, erlöst, gerettet werden.« (nach Joh. 3,16)

Und schließlich: »Du, Herr, hast selbst in Händen die ganze weite Welt, kannst Menschenherzen wenden, wie dir es wohlgefällt.« (EG 133,8)

Oder kann man das heute alles nicht mehr verstehen und auch nicht mehr glauben? Wir bekennen an jedem Sonntag im Gottesdienst: Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Gott das höchste Gut. Gott ist drei in eins. Und so wirkungsvoll! Schöpfer, Erlöser, Tröster, ...

Vielleicht müssen wir wieder viel mehr von dem, was wir tagtäglich denken und tun, mit diesen Worten beginnen: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. **D**

Heute Abend ist immer Tagesschlussandacht am 29. Mai 2013

Von *Jacqueline Barraud-Volk*

Votum:

Der Tag hat sich geneiget und es ist Abend geworden,
so lasst uns innehalten und unsere Gedanken sammeln
im Namen Gottes, der diese Welt so wunderbar erschaffen hat,
im Namen des Sohnes, der uns ein Bruder und Freund geworden ist,
im Namen des Heiligen Geistes, der uns lebendige Hoffnung schenkt.

Lied: »Abend ward es kommt die Nacht« (EG 487,1)

Heute war der zweite Tag der 2. Land-Kirchen-Konferenz. Vieles haben wir erlebt: Hospitationen, Gespräche, Gastfreundschaft. In jeder Hinsicht war es ein Tag mit Horizonsweiterung.

Wenn man auf dem weiten Land unterwegs ist, wie heute, dann wird einem so mancher weite Blick geschenkt. Ich denke dabei auch an den weiten Himmel gestern Abend über dem Klostergut Wiebrechtshausen, ich denke aber auch an die Land-Kirchen-Konferenz insgesamt. Weitblick, weiter Raum – das ist in erster Hinsicht das Gütesiegel Gottes. So jedenfalls sagt es der 36. Psalm.

Gebet: Psalm 36,6-10

Abendliturgie:

In der Abendliturgie der Kommunität von Iona in Schottland werden Motive der Emmausgeschichte aufgenommen. Jener Geschichte, in der es heißt: »Und siehe, zwei von ihnen gingen an demselben Tag in ein Dorf, das war von Jerusalem etwa zwei Wegstrecken entfernt.« (Lk 24,13) Die zwei gehen also über Land, und am Abend des Tages überrascht Christus mit seiner Gegenwart im Fremden und in der Erfahrung der Gastfreundschaft.¹

L: Wenn die Lichter leuchten

Und das Haus sich füllt,
Wenn das Lachen leicht ist und alles in Ordnung,

G: Stehe ich vor der Tür und klopfe an.

L: Wenn die Lichter niedergebrannt sind
Und das Haus ruhig ist,
Wenn Gespräche unter die Haut gehen
Und Staunen in der Luft liegt,

G: Stehe ich vor der Tür und klopfe an.

L: Wenn die Lichter verloschen sind
Und Traurigkeit im Hause wohnt,
Wenn die Stimme gebrochen ist
Und nichts in Ordnung,

G: Stehe ich vor der Tür und klopfe an.

L: Heute Abend,
Heute Abend ist immer –
als ob es keine anderen Menschen gäbe,
als ob es keine anderen Häuser gäbe,
als ob es keine anderen Türen gäbe,

G: Stehe ich vor der Tür und klopfe an.

L: Komm, Herr Jesus, sei du unser Gast. Bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Ziehe ein in dieses Haus und in all die Häuser, in denen wir wohnen. Sei spürbar gegenwärtig. Mache uns reich an Vertrauen, an Mut und an Gastfreundschaft. Lass uns die Türen unserer Häuser und Kirchen weit öffnen und die Türen unserer Herzen angelehnt lassen. Amen.

Vater Unser

Segen

Lied: »Abend ward es kommt die Nacht« (EG 487,3+4)

Anmerkung:

¹ Das folgende Wechselgebet in Anlehnung an: *Sinfonia Oekumenica*, Gütersloh 1999, 92. 

Für 46,53 Euro Vertrauen Morgenandacht am 30. Mai 2013

Von Hans Hentschel

Liebe Schwestern und Brüder,

am letzten Morgen dieser diesjährigen Land-Kirchen-Konferenz entdecke ich etwas, was ich schon lange, wenn nicht gewusst, so doch geahnt habe, und was ich nach diesen beiden Tagen wieder neu mitnehme:

Was von uns als Kirchenmenschen immer wieder eingefordert wird, ist Vertrauen. Vertrauen darauf, dass uns die Menschen, die sich von der Kirche etwas erwarten, nicht ausgehen werden. Vertrauen darauf, dass Strukturen gefunden werden, die die Verkündigung des Evangeliums auch in verwaisten Landstrichen zeitgemäß und glaubwürdig ermöglichen. Vertrauen darauf, dass Gott uns eine Last auflegt, aber auch hilft. Vertrauen darauf, dass alles gut wird, die Kräfte reichen, die Ressourcen irgendwie auch ...

Nun geht es ja in vielen unserer Diskussionen über und um Kirche zwar um Inhalte, aber immer wieder auch ums Geld. Und eine der Fragen, die mich beschäftigten lautet: Was kostet eigentlich Vertrauen?

Die Antwort darauf kenne ich seit einiger Zeit ganz genau: Vertrauen kostet 46,53 Euro.

Ich fahre viele Strecken auf der Autobahn. An einer Raststätte – Weißnichtmehrwo – ist mir Folgendes passiert:

Vor mir steht ein hoch aufgeregter junger Mann, dessen Geldkarte nicht gelesen werden kann. Nun muss er aber 46 Euro und x Cent fürs Tanken bezahlen. Bargeld hat er nicht dabei.

»Versuchen Sie es bitte noch einmal!«

»Haben Sie vielleicht die falsche Nummer eingetippt?«

»Das Gerät arbeitet sonst einwandfrei.«

Die Frau an der Kasse – eine Studierende mit Nebenjob, nehme ich an – weiß nicht mehr, was sie machen soll.

Die Schlange der Wartenden wird lang und länger.

»Kommt ihr mal in die Strümpfe!«, ruft einer.

»Ich habe mein Kleinkind im Wagen sitzen ...«, macht eine andere Druck.

Hochroter Kopf bei der Kassiererin. Hilfloses Händeheben, Schulterzucken beim jungen Mann.

Sagt eine Dame hinter mir: »Ich bezahle für den jungen Mann!«, gibt ihre Karte an mir vorbei an die Kassiererin.

Ich mache Platz. Die Dame tippt ihre Geheimzahl ein. Alles klappt.

»Haben Sie mal einen Kuli?« fragt die Dame, und schreibt hinten auf den Tankbeleg ihren Namen und die Kontonummer. Zu dem unendlich erleichterten jungen Mann sagt sie: »Bitte überweisen Sie mir den Betrag in den nächsten Tagen.«

Und lächelt. »So reich bin ich auch nicht, dass ich das nicht wiederhaben müsste.«

»Das Geld sieht die nie wieder«, flüstert mir der Mann hinter mir zu.

»Ich glaube doch«, sage ich.

Ich habe nie erfahren, wie die Sache ausging. Aber seitdem weiß ich, dass Vertrauen 46,53 Euro kosten kann.

Das ist weniger als ich gedacht hätte.

46,53 Euro habe ich mit Leichtigkeit im Portmonee.

Und dass mein Vertrauen nicht enttäuscht wird, tja, um das bitte ich meinen Gott täglich neu. Gott, der auch der Herr der Landkirchen ist.

Amen.



Aufbruch und Wandel benötigen Rückendeckung – Aufträge aus der Land-Kirchen-Konferenz

Von Jürgen Schilling

»Kleinod des Reformprozesses«, »fröhliche Aufbruchsstimmung«, – in ihrem Bericht vor der EKD-Synode 2011 sparte die damalige Präses Katrin Göring-Eckardt nicht mit wertschätzenden Attributen für die Land-Kirchen-Konferenz, die zum ersten Mal getagt hatte. Sie lobte den mutigen Blick der Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf die »Schwierigkeiten in den so genannten ‚ausgedünnten‘ Regionen«, sie staunte, was »fröhlich zusammengedacht« wurde, und sie wagte in Abwandlung eines Lenin-Zitates die These: »Vom Land, von der Fläche lernen, heißt siegen lernen«.

Tatsächlich erbrachte die 2011er Konferenz Aufmerksamkeit quer durch alle EKD-Gliedkirchen bis hinein in die ökumenischen Kontakte. Dem Thema »Kirche in der Fläche« wird seitdem eine hohe Aktualität bescheinigt. Mancherorts ist der Handlungsdruck auch enorm hoch. Der Verlust an Einwohnern, Infrastruktur und parallel dazu ein Rückbau kirchlicher Strukturen ist nicht mehr allein in den Flächenregionen der östlichen Landeskirchen Realität, sondern längst auch in Teilen Frankens, in Südniedersachsen, im Wendland, im Emsland und in vielen anderen Regionen. Die 1. Fachtagung der Land-Kirchen-Konferenz im Jahr 2012 konnte dem Thema »Kirche in der Fläche« noch einmal zusätzlichen Nachdruck verleihen.

Nach dem Aufbruch folgen die Mühen der Ebene. Die Herausforderungen sind hinlänglich bekannt, die Probleme skizziert, Fragen formuliert und erste Perspektiven eröffnet. Zum Abschluss der 2. Land-Kirchen-Konferenz formulierte ein Teilnehmer in Northeim: »Im Grunde ist gesagt, was wir derzeit sagen können. Jetzt geht es darum, vor Ort konkrete Schritte zu gehen.«

Für den weiteren Prozess des Reformthemas »Kirche in der Fläche« zeichnen sich darum drei Aufträge deutlich ab:

1. Wir brauchen mehr Kontextualität in der Theologie

Man kann es nicht oft genug betonen: Jeder Ort hat seine eigene Logik, jede Region ihre je eigenen Herausforderungen. Es gibt deshalb kein allgemeingültiges Modell, wie die kirchliche Präsenz in ländlich-peripheren Räumen gestaltet werden müsse. Zu verschieden sind strukturelle

Bedingungen, geistliche Prägungen, kulturelle Traditionen.

Aber es gibt Zeichen, die entschlüsselt werden wollen, jede Region trägt eine Botschaft in sich, die aufzeigt, was »dran« ist.¹ Eine solche Ausrichtung an dem, was den Ort, die Region bewegt und die Menschen dort jeweils brauchen, verlangt als grundsätzliche Möglichkeitsfigur eine deutlichere Vielfalt unterschiedlicher Gemeindeformen als bisher. Die Brille, lange Zeit fast ausschließlich parochial genutzt, muss neu justiert werden,² auch da das parochiale Modell in jenen Regionen, in denen die Zuständigkeitsbereiche immer größer, die Christen weniger und im Durchschnitt älter geworden sind, längst an die Grenzen des Machbaren gekommen ist. In Zukunft gilt es, auch Fresh X, Gemeinde auf Zeit, passagere Formen, attraktionale Projekte u.A. deutlich mehr als bisher zuzulassen, zu fördern, zu fordern.

Mitunter lautet die Botschaft jedoch auch: »Loslassen!« So dass Potentiale für Neues frei werden. Damit ändert sich zwar die Präsenz von Kirche in bestimmten Regionen. »Weiße Flecken« in der kirchlichen Landschaft sind im Medienzeitalter und in der mobilen Gesellschaft dennoch nicht zu befürchten. Das Modell des stellvertretenden, miteinander abgestimmten Handelns in einer Region³ kann für viele Kirchengemeinden und Kirchenkreise eine erste, die Parochie entlastende Alternative eröffnen.

2. Der Pfarrberuf ist unter Veränderungsdruck. Die Beschreibung seiner Aufgaben ist eine Frage der Ekklesiologie.

Das Anliegen der 2. Land-Kirchen-Konferenz, Posterioritäten unter den pfarramtlichen Aufgaben zu identifizieren, rückte das Berufsbild »Pfarrer/in« ins Zentrum. Die Diskussionen bestätigten die bekannte Erkenntnis, dass Pastoraltheologie nicht isoliert betrieben werden kann, immer sind zugleich auch die inneren Bilder von Kirche mit im Spiel.⁴ So führt die gern erhobene Forderung nach einer Konzentration auf das »Kerngeschäft« zur grundsätzlicheren Frage nach der dazugehörigen Ekklesiologie wie auch die Definition des pastoralen Handelns als ein Handeln mit begrenzten Möglichkeiten⁵. Das Gebäude-Konzept unter dem Leitgedanken »Mehr Gesichter als Steine«⁶

fußt auf einem anderen Gemeindebild als die hohe Wertschätzung des bewohnten Pfarrhauses als wichtigem Identifikationsort. Weiter zu erarbeiten sind darum die Fragen: Was für eine Kirche wollen wir in ländlichen Regionen in Zukunft sein, welche können wir noch sein?⁷ Berücksichtigt man, dass dabei auch weiche Faktoren wie kulturelle Gewohnheiten und persönliche Vorlieben berührt sind und es um den schwierigen Abschied von über Jahrhunderte hinweg tradierten Vorstellungen und Erwartungen geht, wird die Größe der Aufgabe deutlich.

Ansätze zur Lösung kommen bisher vor allem aus der praktischen Theologie. Die Antwort darauf, was Kleinerwerden und Rückbau aus systematisch-theologischer Sicht bedeuten, steht dagegen noch aus. Die Forderung nach »Kontaktflächen« im Lichte der Barmer Theologischen Erklärung eröffnet eine vielversprechende Denkrichtung.⁸

Dass die Beschreibung pfarramtlicher Aufgaben keine Aufgabe allein von wissenschaftlicher Theologie, den Dezernaten in den Kirchenämtern und den Pfarrern und Pfarrern vor Ort sein kann, ist ebenfalls deutlich geworden. Sie gehört in den Diskurs mit den anderen kirchlichen Berufsgruppen und den ehrenamtlich Mitarbeitenden, also in die Mitte der Gemeinden. Zur 3. Land-Kirchen-Konferenz, voraussichtlich 2015, soll sich dieses Anliegen auch in der Zusammensetzung der Teilnehmenden widerspiegeln.

3. ‚Kirche in der Fläche‘ gehört auf die Tagesordnung von Landes- und Kreissynoden.

Eine Ausbildung von geeigneten Konzepten vor Ort, die den einer Region innewohnenden Impulsen folgen (»Das ist jetzt dran! Hier ist Kirche gefragt!«) und nicht den tradierten Aufgabenfeldern (»Das wurde doch immer angeboten, warum soll das wegfallen!?!«), braucht einen breit angelegten Beteiligungsprozess. Der Pfarrer/die Pfarrerin und der Kirchenvorstand allein können diese Aufgabe nur stemmen, wenn auch die Kreissynode das Thema aufruft und die Landessynode beschließt: »Ja, wir wollen, dass ihr in den Kirchengemeinden, in Initiativen und Vereinen neue Wege geht! Experimentiert in den Formen, sucht neue Gestalten, identifiziert und entwickelt kontextsensible Formen der Kommunikation des

Evangeliums. Lasst dafür auch etwas weg. Wir brauchen das!«

Es geht um Rückendeckung. Und es geht um ermutigende Strukturen, die Innovation ermöglichen. Nicht in Konkurrenz, sondern als Ergänzung zur parochialen Präsenz.

Fröhlich die Mühen der Ebene annehmen

Der Prediger Salomo, der der 2. Land-Kirchen-Konferenz das Motto lieh, eröffnet wenige Verse nach dem »Ein Jegliches hat seine Zeit« eine Perspektive, die den Mühen der Ebene trotz und die Fröhlichkeit des Aufbruchs bewahrt:

»Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie sich damit plagen. ... Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben.« (Prediger 3,10.12)

In dieser Perspektive zeigt sich »Kirche in der Fläche« nicht als ein Problemthema, sondern als kreative Gelegenheit. Die Peripherie ist immer auch ein Raum der Verheißung. So zeigen sich derzeit die großen, für die Gesamtkirche wichtigen Veränderungen weniger in der Stadt, sondern ganz offensichtlich im Besonderen auf dem Land.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Thomas Schlegel, Ein Lob auf die Kontextualität – Go out and join him, epd-Dokumentation 37/2011, S. 30. Er plädiert für »die Ausbildung kontextueller praktischer Theologien – oder lokaler Theologien«.

² Vgl. in diesem Band: Martin Dröge, Je größer die Maschen, desto fester die Knoten. Leitbilder für eine ‚Kirche in der Fläche‘, S. 29.

³ Vgl. in diesem Band: Uta Pohl-Patalong, Pastoraltheologische Horizonte einer ‚Kirche im Rückbau‘ – Herausforderungen und Aufgaben des Pfarrberufs in der Fläche, S. 13-15.

⁴ Vgl. in diesem Band: Thomas Schlegel, Zeit für tiefere Bohrungen, S. 40.

⁵ Vgl. Uta Pohl-Patalong, S. 13.

⁶ So im Kirchenkreis Leine-Solling, vgl. den Beitrag in diesem Band: Heinz Behrends, Leine-Solling – Ein innovativer Kirchenkreis im ländlichen Raum Süd-Niedersachsens, S. 24.

⁷ So fragte bereits Thomas Schlegel zur 1. Land-Kirchen-Konferenz, vgl. Thomas Schlegel, 2011, S. 33.

⁸ Vgl. Martin Dröge, S. 29ff.

Anhang

Programm der Konferenz

1. Tag: Dienstag, 28.05.13

»Reflexion: Posterioritäten im Pfarramt«

12.30 Uhr	Ankommen / Stehimbiss
13.30 Uhr	Andacht, Heinz Behrends
13.45 Uhr	Eröffnung der Konferenz, Dr. Günther Beckstein
14.00 Uhr	Crossover: Kabarett »Die Leinetaler«
14.15 Uhr	Pastoraltheologische Horizonte einer »Kirche im Rückbau«, Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong
15.30 Uhr	Wirklichkeit und Zukunft des Pfarrdienstes in peripheren Räu- men, Dr. Volker A. Lehnert
16.15 Uhr	Gespräch in Gruppen
19.00 Uhr	Klostergut Wiebrechtshausen, evangelische Jugend lädt ein: Geistliches und Pizza.

2. Tag: Mittwoch, 29.05.13

»Hospitation: Projekte im Kirchenkreis Leine-Solling«

8.30 Uhr	Andacht, Arnold Liebers
9.00 Uhr	Hospitationen im Kirchenkreis Leine-Solling

Regionale Kooperation

Moringen: »Eheglück seit drei Jahren« – Fusionierte ländliche Kirchengemeinden gemeinsam unterwegs. Besonderes Extra: Literaturkirche

Einbeck: »Der Weg ist das Ziel« – Ländliche und städtische Kirchengemeinden mit und ohne Fusion. Besonderes Extra: Gebäudekonzept einer Kleinstadt im Rückbau

Dassel: »Gegensätze ziehen an oder stoßen ab« – Sechs Gemeinden in spannendem Fusionsprozess. Besonderes Extra: Gemeindehaus im Kirchengebäude

Profilierte Kirche

Uslar: »Forum Kinderarmut« – Diakonische Initiative auf dem Land. Besonderes Extra: Kleiderladen »Jacke wie Hose«

Region Leinetal: »McKinsey auf dem Land« – Regionale Profilbildung ohne Strukturveränderung unter Begleitung eines Organisationsentwicklers. Besonderes Extra: Gemeinsamer Gemeindebrief

Langenholtensen: »Loben zieht nach oben« – Missionarischer Gemeindeaufbau auf dem Lande. Besonderes Extra: 48 Musicalstars in 2012

Northeim: »Eine ganze Region wird singen« – Kirchenmusik im Dienste des Gemeindeaufbaus. Besonderes Extra: Kirchenmusik im Kindergarten

14.30 Uhr Der Kirchenkreis Leine-Solling,
Heinz Behrends

14.45 Uhr Land-Café: Impulse und Fragen.
Erfahrungsaustausch über die
Hospitationen

16.00 Uhr Alternative Formen kirchlicher
Präsenz, Olliver Heinemann

17.00 Uhr Speakers' Corner »Gutes vom
Land«

19.00 Uhr Festlicher Abend mit Gästen aus
Kirche und Gesellschaft

Eckhard Gorka, Ev.-luth. Landes-
kirche Hannovers, Landessuper-
intendent für den Sprengel Hil-
desheim-Göttingen

Frauke Heiligenstadt, Kultusmi-
nisterin des Landes Niedersach-
sen

Michael Wickmann, Landrat des
Landkreises Northeim

Carl Graf von Hardenberg, Har-
tenberg-Wilthen AG, Nörten-
Hardenberg

21.45 Uhr Tagesschlussandacht, Jaqueline
Barraud-Volk

3. Tag: Donnerstag, 30.05.13

»Ausblick: Ekklesiologische Perspektiven«

8.30 Uhr Andacht, Hans Hentschel

8.45 Uhr Feedback der Prozessbeobachter/in

Perspektive Ökumene:
Dr. Dagmar Winter

Perspektive Wissenschaft:
Dr. Thomas Schlegel

9.30 Uhr Je größer die Maschen, desto fester die Knoten. Leitbilder für eine »Kirche in der Fläche«, Dr. Markus Dröge

11.00 Uhr Podiumsgespräch mit Bischof Dr. Markus Dröge und Vizepräsident Dr. Thies Gundlach

12.00 Uhr Wie geht's weiter? Ausblick, Dr. Konrad Merzyn

12.15 Uhr Reisesegen, Heinz Behrends

Tagungsort: Hotel Freigeist, Am Gesundbrunnen,
D-37154 Northeim 

»Entscheidungen müssen vor Ort getroffen werden«

Günther Beckstein eröffnete 2. Land-Kirchenkonferenz der EKD

**Pressemitteilung der EKD, Hannover,
28. Mai 2013**

Die Neuausrichtung kirchlicher Arbeit im 21. Jahrhundert dürfe nicht nach einem »Entweder-Oder-Prinzip« erfolgen. Solche Absicht verkenne »den Reichtum, aus dem Kirche seit jeher schöpft, nämlich der Vielfalt ihrer Formen«, sagte Günther Beckstein, Vizepräsident der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), am heutigen Dienstag anlässlich der Eröffnung der 2. Land-Kirchen-Konferenz der EKD in Northeim (Niedersachsen).

Jeder kirchliche Ort, so Beckstein, habe seine eigene Logik. Und aus diesem je Besonderen müssten die je eigenen Entscheidungen gewonnen werden. Es gebe kein allgemein gültiges Rezept dafür, »was losgelassen werden muss und was aufgebaut werden soll.« Dieser Ansatz entbinde jedoch nicht von der Pflicht, »klare Entscheidungen« zu treffen und »die anstehenden Einschnitte« umzusetzen. Er verhindere aber, dass »zentral erdachte Rezepte« nicht zu den vor Ort erhältlichen Zutaten passen. Solches Denken, so der Vizepräsident weiter, mute beispielsweise zu, die Gemeindegliederzahl als »alleinige Bezugsgröße« für Personalstellen und Finanzzuweisung kritisch zu hinterfragen. Für den peripheren Raum müssten auch andere Kriterien eine Rolle spielen; Beckstein: »Wir brauchen stärker eine Orientierung an inhaltlichen Gesichtspunkten.«

Außerdem fokussierten sich immer noch viel zu viele Erwartungen auf das Pfarramt und die Person, die es bekleide. Die Fülle der zu leistenden Aufgaben, so der Vizepräsident, »erschöpft unsere wichtigsten Mitarbeitenden. Obendrein ist das Ganze eine Missachtung all der anderen Charismen, die in unseren Gemeinden vorhanden sind.« Deshalb plädierte Beckstein für eine Aktualisierung der »Idee eines Priestertums aller Getauften«.

Der bekannte Satz »Die Kirche bleibt im Dorf« klinge doch eher statisch und »viel zu wenig nach Dynamik.« Kirche aber, so der Vizepräsident abschließend, entstehe durch das Wirken des Heiligen Geistes. Sie entstehe immer wieder dort neu, wo sich zwei oder drei im Namen Gottes versammelten. Beckstein: »Kirche entsteht im Dorf, in der Stadt, in der Fläche. Kirche lebt im Dorf, in der Stadt, in der Fläche – in immer wieder neuen Gestalten und Formen. Mit dem Mut, nicht einfach zu bleiben, sondern aufzubrechen«

Die 2. Land-Kirchenkonferenz der EKD findet bis zum Donnerstag in Northeim und Umgebung statt. Zu den Referenten gehören neben Vizepräsidentes Günther Beckstein unter anderen auch die Kieler Professorin für Praktische Theologie, Uta Pohl-Patalong, und der Berliner Bischof Markus Dröge. 

Autorinnen und Autoren

Jaqueline Barraud-Volk

Pfarrerin, Marktbreit

Dr. Günther Beckstein

Ministerpräsident a.D., Vizepräsident der 11. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland

Heinz Behrends

Superintendent Kirchenkreis Leine-Solling, Northeim

Dr. Dr. h.c. Markus Dröge

Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Berlin

**Johanna Fröchtenicht, Ronja Helmchen,
Jan Mönnich**

Evangelische Jugend im Kirchenkreis Leine-Solling, Northeim

Olliver Heinemann

Pfarrer, Fritzlar-Geismar

Hans Hentschel

Superintendent Kirchenkreis Bramsche, Bramsche

Dr. Volker A. Lehnert

Kirchenrat, Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf

Arnold Liebers

Superintendent Kirchenbezirk Leisnig-Oschatz, Leisnig

Dr. Konrad Merzyn

Oberkirchenrat, Referent im Kirchenamt der EKD, Hannover

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

Theologische Fakultät, Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Kiel

Hans Scheffel

Dekan Kirchenkreis Kraichgau, Sinsheim

Jürgen Schilling

Pfarrer, Projektbüro Reformprozess, Kirchenamt der EKD, Hannover

Dr. Thomas Schlegel

Pfarrer, Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung (IEEG), Greifswald

Hans-Otto Scholz

Pastor, Kirchenkreis Leine-Solling, Northeim

Dr. Dagmar Winter

Rural Affairs Officer for the Diocese of Newcastle, Church of England, Kirkwhelpington

Impressum:

Herausgeber des **Sonderdrucks**:
Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Internet: www.ekd.de

Zusammenstellung durch
das Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Frankfurt am Main
in: epd-Dokumentation Nr. 17
veröffentlicht am 22. April 2014
Druck: Druckhaus Köthen

Umschlaggestaltung:
Anne-Ulrike Thursch Gestaltungskonzepte,
Hannover

Als epd-Dokumentation zu bestellen bei:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
Emil-von-Behring-Str. 3
60439 Frankfurt am Main
E-Mail: vertrieb@gep.de

oder als Sonderdruck bei:

Kirchenamt der EKD
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Fax: 05 11 / 27 96 - 457
E-Mail: versand@ekd.de

KIRCHE IM AUFBRUCH

